



„Mein Wanderpfad“

Auszug aus den Erinnerungen des

Eberhard Gundalin,

Direktor und Lehrer am Walter-Flex-Gymnasium in Arensburg auf der Insel Oesel
von 1919–1939

Vorwort von Oskar Baron Buxhoeveden,
ehemaliger Schüler des Walter-Flex-Gymnasiums

Herausgeber: Adolf Greinert,
Lehrer am Walter-Flex-Gymnasium
von 1923–1927
und Pastor in Anseküll, Insel Oesel
von 1928–1939

Vorwort

In den Beiträgen zur Geschichte der Insel Oesel und seiner deutsch-baltischen Bewohner nehmen die hier im Auszug mitgeteilten Lebenserinnerungen des langjährigen Direktors des „Walter-Flex-Gymnasiums“ – Eberhard Gundalin – eine besondere Stellung ein.

Zum einen erweisen sie erneut die zwingende Stärke des heimatlichen Inselmilieus, das seine Söhne und Töchter immer wieder zurückrief, auch wenn andere Aufgaben und weitere Horizonte sich verlockend darboten.

Zum anderen bieten sie uns ein Bild, wie eine im Kern feinnervige Künstler- und Literatennatur, aus Not und Pflicht, in politisch-kämpferische Aufgaben hereinwächst, die ihr von den Zeitumständen aufgezwungen werden. Diese Pflicht – das baltisch-deutsche Kulturerbe in Zeiten politischer und sozialer Umschichtung, an führender Stelle zu schützen und zu bewahren – hat Eberhard Gundalin im Jahre 1919 klar erkannt. Dieser Aufgabe widmete er die Arbeit seiner besten Lebensjahre. Unter Verzicht auf materielle Güter nimmt er die zwangsweise mit der insularen Lage Oesels verbundene Isolation und Distanz vom Geschehen der großen Welt auf sich. Die deutsche Schule auf Oesel, als Sammelbecken und Mittelpunkt des baltischen Deutschtums, zu erhalten und mit idealistischem, humanistischem Geist zu erfüllen, wird zum Lebensinhalt des Verfassers. Dabei lagen Eberhard Gundalin Verwaltungsfragen, Finanzierungspläne und personelle Querelen, die mit politischen Führungsaufgaben zwangsweise verbunden sind, durchaus nicht. Er war ein begnadeter Pädagoge, der seine Schüler wie selbstverständlich zur Mitarbeit, zum Mitdenken anleitete. Sein Unterricht in den Fächern Deutsch, Geschichte, Philosophie und Bürgerkunde, wurde in freier Vortragsform geboten und forderte kein seelenloses Auswendiglernen, sondern Wiedergabe des gebotenen Stoffes in freier Rede, oder in schriftlicher Aufsatzform. Aus Mangel an geeigneten Schulbüchern, schrieb die Schüler seine Vorträge, nach Art der Kolleghefte höherer Bildungsanstalten, nach.

Gundalin war im eigentlichen Sinne ein Sohn der französischen Aufklärung und des deutschen Klassizismus. Die religiös-konservative Richtung der deutschen Romantiker lag ihm fern, was sich auch in der Gewichtsverteilung seines Deutschunterrichts ausdrückte. Schiller und vor allem Goethe standen für ihn im Vordergrund. Kant und nicht Fichte und Schelling war der Eckpfeiler seiner Denkkategorien. Dies alles eingebettet in eine humanistisch-liberale Grundhaltung, die zu Kompromissen und nicht zur Konfrontation neigte.

In einer Zeit des mühevollen Ringens um den Bestand der deutschen Volksgruppe auf Oesel, mußte ein solcher Charakter von seinen Aufgaben überfordert werden. Aus dieser Selbsterkenntnis erwächst der Verzicht auf Führungsaufgaben und Repräsentation, zugunsten eines Jüngeren, der über mehr kämpferische Dynamik und Ehrgeiz verfügt – des Nachfolgers im Direktorat – Roderich Greinert. Die Zusammenarbeit dieser beiden, sehr unterschiedlichen Persönlichkeiten, zum Besten der Schule und der Schüler, hat Eberhard Gundalin sicherlich oft Verzicht und Selbstbeschränkung abverlangt. Er hat sie in nobler Weise getragen.

Das Schicksal wollte es, daß ihm die Führungsaufgaben, nach dem allzufrühen Tode des Kollegen, erneut übertragen wurden. Gegen den Widerstand vorgeordneter Instanzen, verlangten das Schulkuratorium und die Elternschaft, nach diesem treuen Sohne der Heimatinsel, als Leiter ihrer Schule.

Ich habe das Glück gehabt, Eberhard Gundalin nicht nur als Pädagogen, sondern auch als Klassenlehrer, der als „Vaterfigur“ verstanden wurde, zu erleben. So ist es mir immer unverstänlich geblieben, wie sehr in den Erinnerungen meiner Kameraden in der Deutschen Wehrmacht, oder Kollegen im Berufsleben Deutschlands, der „Pauker“ und „die Penne“ einen negativen, ja abstoßenden Gefühlsinhalt verbreiteten.

Uns war das Walter-Flex-Gymnasium in Arensburg auf Oesel, unter der Leitung von Eberhard Gundalin, nicht nur eine Bildungsstätte. Wir erlebten hier den Geist der Kameradschaft, bei voller Wahrung der Disziplin, zwischen Lehrer und Schüler. Uns war die Schule Zentrum des geselligen Lebens, mit den Möglichkeiten echter Selbstdar-

stellung und Selbstverwirklichung. In den Unterrichtsstunden bei Eberhard Gundalin, in Sekunda und Prima, wehte oft mehr „akademischer Geist“, als in so manchem Seminar an der Universität Dorpat der 20er und 30er Jahre. Eberhard Gundalins Lebenserinnerungen stellen, ganz im Geist unseres Heimatforschers, des 1893 verstorbenen Pastors zu Anseküll, Martin Körber, neue und vielleicht letzte „Bausteine zu einer Geschichte Oesels“ dar. Dafür gebührt ihm und dem Herausgeber seiner Lebenserinnerungen, dem Pastor i.R. Adolf Greinert, seinem Schwiegersohne, der herzlichste Dank aller Töchter und Söhne Oesels!

Oskar Baron Buxhoeveden
Abiturienten-Zötus 1926.

Hamburg, im April 1978

Zur Person

Direktor Eberhard Gundalin wurde als Sohn des Apothekers Oswald Gundalin und dessen Ehefrau Sophie geb. Eissfeld verw. Assafrey am 6. August 1880 in Arensburg auf der Insel Oesel geboren. Er war 3 Jahre alt, als das Oeselsche Landratskollegium seinen Vater zum Verwalter und Heilgehilfen am Landeshospital berief. Das Hospital mit seinen Nebengebäuden stand auf einer Flußdeltainsel, die die Peddust bei ihrer Mündung bildet. Das Meer, das diese kleine Insel von Osten und Süden umklammerte, übte auf sein für Eindrücke jeglicher Art empfängliches Gemüt einen unauslöschlichen Reiz aus. In seiner Seele entwickelte sich eine besonders heiße Liebe zum Meer, die ihn bis an das Ende seiner Tage im Bann hielt. Ein tiefer Eingriff in seine unbeschwerte Kindheit war der Eintritt in die Freitagsche Vorbereitungsschule. Im Jahre 1890 wurde er Gymnasiast im Arensburger Gymnasium. Nach dem bestandenen Abitur studierte er anschließend in St. Petersburg Germanistik und Geschichte und schließt 5 Jahre später sein Studium mit einem Diplom ersten Grades ab. In allen Disziplinen errang er die höchste Bewertung. Die historisch-philologische Fakultät schlug ihm vor, an der Universität zu verbleiben und die wissenschaftliche Karriere einzuschlagen. Aus familiären Rücksichten verzichtete er aber auf dieses Angebot und entschied sich für den Lehrerberuf, den er von 1906–1918 in Welikije Luki, einer stillen idyllischen Kleinstadt in Rußland, als Deutschlehrer an dem Realgymnasium für Knaben und am dortigen Mädchengymnasium ausübte. Wie sich sein Leben nach der Rückkehr in seine Heimatstadt Arensburg von 1919–1939 weiter gestaltete, berichten die folgenden Seiten.

Einen herzlichen Dank bei der Herausgabe dieser „Erinnerungen“ gebührt für die dem Herausgeber geleistete Hilfe: Herrn Günther von Rehekampff für seinen sachkundigen Rat, Herrn Wolfgang von Szeliga für die zur Verfügung gestellten Adressen der Oeselaner und meinem Neffen Jürgen Greinert für seine Bemühungen um die Herstellung einer möglichst lückenlosen Liste der ehemaligen Schüler des Walter-Flex-Gymnasiums.

Oskar Baron Buxhoeveden aber, der in dankbarer Weise auf meine Bitte sofort bereit war, die zu veröffentlichenden „Erinnerungen“ mit einem Vorwort zu versehen, in dem er in kaum zu übertreffender Weise die Person und das Wirken seines ehemaligen Direktors und Lehrers gewürdigt hat, sei ein besonders warmer Dank gesagt.

Adolf Greinert

Vaihingen (Enz), im April 1978

Und neues Leben sprießt aus den Ruinen.

Die Revolution im März 1917 hatte in Rußland chaotische Verhältnisse ausgelöst. Alles menschenmögliche wandte ich an, um dieses Land zu verlassen. Auf rechtmäßigem Wege war das nicht möglich. Wenn meine Bemühungen schließlich dennoch Erfolg hatten, so habe ich das einigen ehemaligen Schülern jüdischer Nationalität zu verdanken, die nach der Revolution Ämter mit Entscheidungsbefugnis bekleideten und mir wohlgesinnt waren.

Am 18. Oktober 1918 kehrte ich mit meiner Familie in einem schwer zu schildernden Zustand der Seele und des Leibes in meine Heimatstadt Arensburg auf der Insel Oesel zurück. „Mit tausend Masten“ war ich hinausgezogen, heimkehrte ich auf leckem Kahn, der im Sturm der Weltereignisse Havarie erlitten, doch den ein gütiger Gott am heimatlichen Gestade hatte stranden lassen. Folgende Verse schildern meinen Seelenzustand in den ersten Tagen der Heimkehr.

Mit tausend Masten zog ich aus,
Gescheitert komme ich nach Haus.
Der Weltensturm zerbrach mein Zelt,
Mein Erdenglück ward bald zerschellt.
Wohl grüßt mich wieder Stadt und Schloß
Und mancher alte Weggenoss.
Doch meine Lebenskraft verblich,
Es blieb nicht viel vom einstgen Ich.
Es drückt das Leben hart und schwer,
Mein Kopf ward kühl, mein Herz ward leer.
Mit tausend Masten zog ich aus,
Gescheitert komme ich nach Haus.

Eine Beschäftigung aufzunehmen war ich fürs erste nicht im Stande, da meine Seele einem zerbrochenen Instrument glich, dem man keinen hellen frischen Ton entlocken konnte. Um über mich selbst und meine Zukunft ins klare zu kommen, mußte ich in die Einsamkeit gehen, die ich bei meinem Schwager Ernst Link in East fand (ein Landbesitz der Familie Link in der Schworbe nahe des Pastorats Anseküll).

Nach den turbulenten Wirren in Rußland, nach dem Verlust einer fest aufgebauten Existenz, nach den Strapazen einer 3wöchigen Übersiedlung und dem Wiedersehen mit der Vaterstadt, das meine kranke Seele vollends aufwühlte, mußte eine heftige Gemütsreaktion erfolgen, die sich in der ländlichen Stille und einer sterbenden Herbstnatur als völlige Apathie äußerte. Vierzehn Tage war ich, meist in finstere Brüten versunken, ein wortkarger Gast am Tische meines Schwagers. Vor dem Mittagessen machte ich, wenn das Wetter es erlaubte, einen kurzen Spaziergang. Ich schritt lustlos durch den nebelfeuchten Brodem, der über einer grasvergilbten Erde und laubnackten Bäumen geisterte. Ich dachte weder an die Vergangenheit noch an die Zukunft. Und doch mußte ich an letztere denken, denn es galt eine Familie zu ernähren, eine 6köpfige Familie.

Unterdessen war in Deutschland die Revolution ausgebrochen und Kaiser Wilhelm II. nach Holland geflohen. An den Fronten kämpfte noch eine dünne Schicht vaterländisch gesinnter Feldgrauer und eidestreuer Offiziere, bis am 9. November die Waffen ruhten.

Auf Oesel rüstete sich die deutsche Besatzung zum Abzug. Unterdessen saßen die Rotarmisten wie hungrige Steppenwölfe an den Ufern der Narowa und des Peipussees, um sich auf das ihrer Meinung nach wehrlose Land zu stürzen, das schon zweimal – zur Zeit Johann des Schrecklichen und im Nordischen Kriege – den „Segen“ russischer Einmärsche verspürt hatte. In den Wirren dieser Ereignisse wurde das Baltenregiment geboren. Auch der neugegründete estnische Freistaat stellte eine Truppe auf. Die monarchistisch gesinnten Russen bildeten die sogenannte Nordarmee. Ein Lichtblick im politischen Dunkel. Allerdings waren diese Formationen nur unzureichend mit Waffen ausgerüstet, aber sie stellten sich mutig den Eindringenden entgegen.

Zwei Kaiserreiche, mit denen mein Dasein fest verknüpft war, mit dem russischen aus Pflichtgefühl, mit dem deutschen aus völkischem Empfinden, waren zusammengebrochen. Was an ihre Stelle trat, war mir fremd, sowohl die Weimarer Republik, als auch das Rote Moskau, dessen Randvölker den günstigen Moment wahrnahmen und sich selbständig machten.

Doch es galt, sich nicht nur mit diesen reichlich problematischen Großgeschehnissen der Jüngstgeschichte auseinanderzusetzen, sie zu bewerten und sich umzustellen, es ging in der Heimat um die Erhaltung unserer deutschen Kulturgüter, unserer Geisteshaltung und unseres Besitzes, mit einem Wort um unser Sein und Bleiben.

Und hier griff Propst Friedrich Adolf Greinert in mein Leben ein und gab ihm wieder Inhalt und Richtung. Unvergessen ist für mich dieser 20. November 1918, an dem er mich in East aufsuchte und bei einer Tasse Kaffee mir die Gründung einer deutschen Schule in Arensburg nahelegte. Er führte folgendes aus: Okkupationsgymnasium und -lyzeum würden in den nächsten Tagen geschlossen werden. Direktor Schumacher, ein vorzüglicher Pädagoge, kehre heim ins Reich. Estnischerseits würden alle Vorbereitungen zur Eröffnung eines Koedukationsgymnasiums getroffen. Die deutschen Eltern seien in großer Sorge um die schulische Weiterbildung ihrer Kinder im deutsch-baltischen Geist. Eine deutsche Oberschule müsse ins Leben gerufen werden. Aber es sei in Arensburg keine akademisch gebildete Kraft vorhanden, der das provisorische estnische Kultusministerium die Eröffnung gestatten würde. Oberpastor Blossfeldt von Arensburg habe während der Okkupationszeit eindeutig zu den „reichsdeutschen Eroberern“ gehalten, so daß ihm die Erlaubnis nicht erteilt werden würde. Bruno Steinberg sei in völkischer Hinsicht ein Blatt im Winde und dazu noch Student. Ich sei für die Esten noch eine unbelastete Persönlichkeit, dazu habe der Name Gundalin dank der selbstlosen Haltung meines Vaters ihnen gegenüber und seiner „ärztlichen und pflegerischen“ Tätigkeit im Kreise der kleinen Leute einen guten Klang. So würde man mir die Gründung einer Schule gestatten müssen. Die Augen der deutschen Gesellschaft seien auf mich gerichtet. Es sei nun die Frage, ob ich willig sei, die auf mich gesetzten Hoffnungen zu erfüllen.

Ich wies auf meinen unzureichenden gesundheitlichen Zustand und meine zerrüttete seelische Verfassung hin, er auf die Not der Eltern und Kinder. In eindringlicher Weise wandte er sich an mein Verantwortungsgefühl und wies auf den Ernst der Stunde hin. Ich bat mir vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit aus. Er ging nach kurzem Abschied unbefriedigt von dannen. Eine Stunde später bat ich meinen Schwager anspannen zu lassen, und eine weitere Stunde später befand ich mich auf dem Wege nach Arensburg. Ich war bereit, so unklar mir auch die Zukunft erscheinen mochte, mich in den Dienst der Heimat zu stellen. Die Geburtsstunde des Walter-Flex-Gymnasiums war die 18. Stunde des 20. Novembers 1918, der unvergessene Geburtshelfer aber Propst Greinert, Anseküll.

Das erste, was ich im Hinblick auf die Gründung einer deutschen Schule unternahm, war, einige am Okkupationsgymnasium tätige Lehrer zu einer privaten Aussprache einzuladen. Es waren das die Herren: Constantin Gerchen, praktischer Elektroingenieur, Richard Markus, Oberlehrer für Deutsch und Französisch, und Bruno Steinberg, Student der Germanistik. Es galt über folgende Punkte Klarheit zu erlangen: Beschaffung passender Räume, Lehrkörper, Schülerzahl und vor allem über die Flüssigmachung der Geldmittel. Herr Steinberg verhielt sich beobachtend und ausweichend, die Herren Gerchen und Markus dagegen waren ganz bei der Sache. Leider beurteilten sie die Zahl der eintrittswilligen Schüler viel zu optimistisch, irrten sich in der Mentalität der estnischen Elternhäuser und machten sich kein klares Bild darüber, von welchen Gesichtspunkten sich das estnische Kultusministerium leiten lassen würde und welche diesbezüglichen Verfügungen ergehen würden. Mir war es von Anfang an klar, daß mit Herrn Steinbergs Mitarbeit nicht zu rechnen sei und daß wir es nur mit den Kindern aus deutschen Familien zu tun haben würden.

Zur zweiten Sitzung erschien, wie ich es erwartet hatte, Herr Steinberg nicht mehr. Er hatte sich fürs estnische Gymnasium anwerben lassen. Auch mit Direktor Schumacher hatte ich vor seiner Abreise noch eine kurze Aussprache. Er bat mich, für

seinen Deutschlehrer, Herrn Georgi, einen Kurländer, einzuspringen, da letzterer ex abrupto in seine Heimat unter einem fiktiven Vorwande zurückgekehrt war. So habe ich dann vom 1. bis 6. Dezember 1918 einige deutsche Literaturstunden in den beiden oberen Klassen des Okkupationsgymnasiums erteilt. Sie waren wenig ersprießlich. Der kurz bevorstehende Abzug der deutschen Truppen wirkte lähmend; eine allgemeine Depression, verbunden mit Disziplinlosigkeit, machte sich bemerkbar. Weder Lehrer noch Schüler waren richtig bei der Sache. Ich mußte ohne Hilfsmittel aus dem Stegreif vortragen und hatte seit 1906 doch so manches vergessen. Einen Lehrplan gab es nicht, eine Schulleitung auch nicht. Es waren die letzten Zuckungen eines im Kriege geborenen Unternehmens, dem ich kein frisches Leben einzuflößen vermochte, und wobei wohl auch jeder andere gescheitert wäre. Das Alte mußte sich erst auflösen und sterben, ehe man an einen neuen Aufbau denken konnte.

Das Ende kam schnell und plötzlich. Herr Markus hatte nach dem Abzug der deutschen Truppen die Nacht vom 6. auf 7. Dezember durchgezogen und war am Morgen in einem unzurechnungsfähigen Zustande in die Schule gekommen. Als ich bald nach ihm im Schulgebäude – es war das Haus der früheren russischen Stadtschule – erschien, spazierte er kerzengerade mit feuerrotem Gesicht im Korridor auf und ab, umgeben von einer grinsenden Schülerschar. Auf meine Frage, was los sei, warf er sich in die Brust und erklärte, er halte die Disziplin aufrecht. Ich besprach mich kurz mit Herrn Gerchen. Wir beschloßen, die Schüler nach Hause zu schicken, da die Schule sowieso nach dem Abzug des deutschen Militärs in der Luft hing und ihre Existenzberechtigung auf der bisherigen Grundlage verloren hatte.

Es galt, etwas Neues ins Leben zu rufen. Am 20. Dezember wurde ich auf einer Elternversammlung zum Direktor des neugegründeten Gymnasiums gewählt, und ein Schulkuratorium wurde ins Leben gerufen, das aus dem Präses Leon Baron Freytagh-Loringhoven, Pajomöis, Herrn Gerchen, Herrn Markus, Herrn von Harten, Siksaar, Fräulein Amalie von Sengbusch und mir bestand. Und dann begann eine intensive organisatorische Aufbauarbeit, die die Weihnachtsferien 1918/19 voll ausfüllte. Es galt das Mobiliar für die Schule zu beschaffen. Mit frecher Stirn ging Herr Markus ins Schloß, wo das Inventar der nach Ausbruch des Krieges 1914 geschlossenen deutschen Vereinsschule lagerte und verlangte vom Schloßwart dessen Auslieferung. Er erhielt es. Ebenso erging es auch der ebenfalls stillgelegten Parochialschule, die zur Kirchengemeinde gehörte. Auch die Möbel einer abgezogenen Militärschreibstube wurden „organisiert“. Die abziehende deutsche Armee hinterließ uns eine Bücherei. Sie war wohl minderwertig, aber einige Bücher waren verwendbar. Das Gymnasium und Lyzeum, beide nach der Eroberung Oesels gegründet, vermachten uns Landkarten und eine Reihe Schulbücher. Der Lehrkörper bestand teilweise aus „Anstudierten“ und Lehrerinnen mit dem Gouvernantenexamen. Den Unterricht der estnischen Sprache übernahm Herr Markus.

So konnte nach der Erledigung aller Schwierigkeiten und Formalitäten mit den estnischen Schulbehörden am 13. Januar 1919 das deutsche Gymnasium in der Michelsen-Pension, Alleestraße 2, eröffnet werden, allerdings zunächst nur fünf Oberschulklassen und zwei Vorbereitungsgänge. Schon für diese war es schwierig gewesen, die Lehrpläne auszuarbeiten und die Lehrkräfte sachgemäß einzusetzen.

Meiner Eröffnungsrede legte ich ein Wort von Walter Flex, der ja 1917 auf Oesel gefallen war und dessen Grab von der Schule bis 1939 betreut wurde, zugrunde: „Rein bleiben und reif werden“ und nannte die Schule nach ihm „Walter-Flex-Gymnasium“. Es war ein schwaches Bauwerk, das wir errichtet hatten, aber es hat sich allmählich entwickelt und gefestigt und bis zur Umsiedlung – Oktober 1939 – seinen Zweck erfüllt. Einen Monat hatten wir unterrichtet, dann griff ein lokales Ereignis in das Leben der Stadt Arensburg und somit auch in das Leben unserer deutschen Gesellschaft und unserer Schule ein. Es kam auf Oesel Mitte Februar 1919 zu einem auf sozialer und nationaler Basis beruhenden blutigen Aufstand. Hinzu kam noch elementare Raubsucht – das urwüchsige Piratenblut der Insulaner brach nochmals bei den Nachkommen durch. Gegen wen dieser Aufstand der estnischen Landbevölkerung gerichtet war, ob gegen die Regierung des neugegründeten estnischen Staates oder nur gegen die Behörden des Landkreises Oesel, deren Sitz in Arensburg war, blieb ungeklärt. Einig war man sich

darin, daß die auf der Insel Oesel ansässigen Deutschen liquidiert werden sollten. 23 deutsch-baltische Menschen wurden ermordet, u.a. der damalige Landmarschall, Baron von Buxhoeveden, Kuiwast.

Der Aufstand begann auf der Insel Moon und breitete sich wie ein Flächenbrand über die ganze Insel Oesel aus. Um den Aufstand niederzuschlagen, wurde — es war an einem Sonntag abend — eine Abteilung von Schülern der oberen Klassen des estnischen Gymnasiums, die auch von mehreren deutschen Jungen besucht wurden, abkommandiert. Am Montag kam es in Laimjal (40 km von Arensburg) zu einem Gefecht mit den Aufständischen. Der tapfere Einsatz der Schüler war erfolgreich, es wurden mehrere Gefangene gemacht. Leider war aber Theodor Eberhard bei diesem Gefecht gefallen. Trotz dieses Erfolges mußte sich die Truppe vor einer mehrfachen Übermacht in der Nacht von Montag zu Dienstag zunächst bis Masa zurückziehen. Dort war inzwischen eine deutsche Abteilung unter der Führung von Rittmeister von Böttcher, meist Herren aus dem Adel, eingetroffen. Auch das nach Abzug der deutschen Armee von den Esten ins Leben gerufene Schutzcorps (kaitse-liit) war, wenn auch mit zwiespältigen Gefühlen, in der Abwehr des Aufstandes aktiv geworden. In der Nacht von Dienstag auf Mittwoch zogen sich alle Formationen nach Arensburg zurück, weil die Stadt inzwischen von allen Seiten von den Aufständischen bedroht war. Bei diesen Absetzbewegungen geriet Hans von Nolcken in Gefangenschaft, konnte aber nach einigen Tagen flüchten und unverletzt nach Arensburg zurückkehren.

In Arensburg selbst wurden auch die Beamten und älteren Bürger estnischer und deutscher Nationalität mit deutschen, französischen, russischen und japanischen Gewehren bewaffnet. Wo sie herstammten, wußte niemand von uns.

Am Mittwoch unternahm die Schüler des estnischen Gymnasiums und wir Beamte unter der Leitung eines estnischen Leutnants namens Wäli, ungefähr 60 Mann stark, einen Frontalangriff über flaches Feld, völlig ungeschützt auf eine gedeckt stehende aufständische Bande in Kellamägi. Es war ein Dummejungenstreich. Der Leutnant wurde zum Glück bald am Fuß verwundet, mit ihm noch einige andere und wir sahen uns genötigt, einen fluchtartigen Rückzug in die Stadt anzutreten. Kurz vor der Stadt stolperte ich über einen Straßenstein und stürzte unter dem Feuer der Roten in den Schnee. Mein Jugendfreund Dr. med. Hans Martinson, der Leiter der Sanitätskolonne war, nahm an, daß ich verwundet oder sogar getötet sei. Er schleppte mich in den Verbandsraum, wo es sich herausstellte, daß ich heil und unverletzt war. Mein nachheriger Schwiegersohn Adolf Greinert hatte einen Treffer in die Brust bekommen. Zu seinem Glück war das Geschoß an seiner Geldbörse, die mit eisernem Oberostgeld gespickt war und die er in seiner Brusttasche trug, abgeprallt, nur ein blauer Fleck zeigte den Treffer an.

Am Donnerstag erwarteten wir einen allgemeinen Angriff, der jedoch nicht stattfand. Inzwischen hatten wir erfahren, daß Pastor Lieberg, Peude, auf Schlittschuhen übers Eis nach Hapsal gelaufen war und von dort telefonisch vom Aufstand nach Reval berichtet hatte.

In der Nacht auf Freitag — unsere Nerven waren stark überreizt — gab es eine kurze aber heftige Schießerei, als Gerichtsvollzieher Sepp, ein positiver estnischer Bürger, Jäger und guter Schütze, plötzlich auf einen im Mondlicht auftauchenden Feldstein Feuer gab. Er hatte ihn für einen heranschleichenden feindlichen Späher gehalten. Die ganze Westfront, durch diesen Schuß alarmiert, begann zu schießen. Nur mit Mühe konnte Kommandant Johannson die Ruhe wieder herstellen. Ich hatte bei dieser Knalleri zu meinem tiefsten Bedauern nicht mitmachen können, weil mein Gewehr Ladehemmungen hatte. Wie beruhigend wirkt es, wenn man zurückschießen kann. Die Spannung, die einen zu zerreißen droht, wird behoben durch das Gefühl, du kannst dich verteidigen. Ich hatte mich aber in eine solche Wut hineingesteigert, daß ich wahrscheinlich mit dem Kolben ein tapferer Kämpfer gewesen wäre, während ich am Mittwoch bei unserem Angriff eine unbehagliche und beschämende Angst verspürt hatte.

Am Freitag nachmittag kam das von Reval entsandte Entsatzcorps. In Uppa hatten diese von keinem pazifistischen Gefühlsdusel beherrschten Männer einige Dutzend Roter niedergemacht und weitere Dutzende gefangen genommen. Zu den Führern dieser

Truppe gehörte auch ein Leutnant Baron Fersen. Als am Sonnabend morgen diese energischen Männer mit zwei Maschinengewehren gegen Kellamägi vorrückten, fanden sie keinen Widerstand mehr. Die Nachricht von der Niederlage der Uppaer Bande hatte sich natürlich rundgesprochen. Jeder auch noch so beutelustige Kämpfe eilte so schnell wie möglich heim, versteckte sein Gewehr und zeigte die Miene eines unschuldigen Biederannes und guten Staatsbürgers, der mit Begeisterung wieder die Staatshymne sang. In den nächsten Tagen stellten die tapferen Regierungstruppen allenthalben die Ruhe wieder her. 48 Gefangene wurden schließlich vor ein Militärgericht gestellt, verhört, verurteilt, als Landesverräter erschossen und auf der Romasaarschen Halbinsel, einer grasarmen öden Weide, eingescharrt. Der Aufstand war erstickt und niedergeschlagen worden. Am Montag öffnete unsere Schule wieder ihre Tore.

Als Direktor der deutschen Schule war ich natürlich zugleich auch für das kulturelle und politische Leben der deutschen Volksgruppe auf Oesel mit verantwortlich. Auch in diesem Bereich gab es Sorgen und Schwierigkeiten. Wir standen vor der Wahl zur ersten Stadtverordneten-Versammlung. Wir hatten keinen Mangel an stimmberechtigten Wählern, aber wenig Kandidaten, die den Mut hatten, sich von einer deutschen Partei (saksa erakond) aufstellen zu lassen. Ich will hier nicht die Namen derer nennen, bei denen ich vorsprach, um sie aufzufordern, sich in die Liste unserer Wahlkandidaten eintragen zu lassen und die aus jämmerlicher Kadaverfurcht vor den Esten mir eine Absage erteilten. Nennen will ich aber zwei furchtlose deutsche Frauen, die für unsere verantwortungsvolle Sache mutig eintraten: Fräulein Amalie (Mally) von Sengbusch und Fräulein Ellinor (Lolo) Greinert, die auch beide gewählt wurden. Wir errangen bei diesen Wahlen — sie waren geheim — einen großen Erfolg: Als stärkste Partei zogen wir mit 10 von 35 Abgeordneten ins Rathaus ein.

Aus dem Schulkuratorium schied 1919/20 Baron von Freytagh-Loringhoven aus, der nach Deutschland übersiedelte. Auch Oberpastor Blossfeld, der in unserer Schule Religionsunterricht erteilt hatte, verließ uns und ging ins Vaterland. Für ihn sprang dankenswerterweise Propst Greinert ein. Präses des Schulkuratoriums wurde Constantin Baron Buxhoeveden, eine sehr sympathische Erscheinung, leider mit einem tückischen Magenleiden behaftet.

Im Sommer 1920 wurde Herr Markus, ein notorischer Trinker, das Opfer der Freigabe des Alkoholverkaufs. Wie ich weiß, hat er einen tapferen Kampf gekämpft, um nicht endgültig der Trunksucht zu verfallen. Aber der Hang zum Alkohol war stärker als sein moralisches Vermögen. Er mußte den Schuldienst verlassen. Ein reichbegabter Mensch erlag seiner Sucht. Für ihn sprang Fräulein Marie Eisenschmidt, von Geburt Estin (Raudsepp), der Gesinnung und Bildung nach aber Deutsche, ein. Sie hat bis zu ihrer Pensionierung 1931 ihre Pflicht treu und redlich erfüllt.

Eine neue Sorge drängte sich auf. Die Besitzerin unseres Schulhauses, Frau Michelsen, geb. Freitag, kündigte uns, da sie die Absicht hatte, ihre Pension wieder zu eröffnen. Arensburg war dank dem radioaktiven Schlamm ein bekannter Kurort, der im Sommer viele Kurgäste beherbergte. Den Bemühungen Baron von Buxhoevedens gelang es, uns für ein Jahr im Pollschen Hause in der Kommandantenstraße eine Bleibe zu verschaffen. Dieses Gebäude war uns bekannt, weil wir — die deutsche Bevölkerung Arensburgs — nach der Niederlage der Landeswehr bei Segewold uns dort wöchentlich beim Stadtkommandanten melden mußten. Allmählich geriet diese Meldepflicht in Vergessenheit und schlief ein.

Im Mai 1920 erlebten wir die erste Schulrevision estnischerseits. Herr Kultusminister Mikkelsaar, mit ungeputzten Schuhen und einem nicht ganz sauberen Hemde, dem der oberste Knopf fehlte, unterzog unsere Schule einer sehr flüchtigen und wohlwollenden Revision — er besuchte kurz zwei estnische Stunden —, die in meinem Gehirn einen Plan entstehen ließ, den ich dann auch im Herbst mit Erfolg ausführte. Auf den Erfolg dieses Planes bauend — es gehörte allerdings viel Gottvertrauen dazu — schlug ich dem Kuratorium vor, im Herbst nicht nur die Obersekunda, sondern auch zugleich die Prima zu eröffnen, mit einem Wort, das Gymnasium ganz auszubauen. Baron von Buxhoeveden, der Präses des Kuratoriums, unterstützte diesen Vorschlag, so daß er einstimmig angenommen wurde. Dieser Beschluß machte zur Beschaffung von Geldmitteln eine

Reise nach Reval in das Kultusministerium erforderlich. In Reval angekommen, besuchte ich sofort meinen angeheirateten Vetter Peter Martinson, Geschichtslehrer an der ersten estnischen Realschule, und unterrichtete ihn über mein Vorhaben. Peter riet mir von diesem Schritt ab und meinte, ich würde mich nur erniedrigen und vom Kultusministerium nichts bekommen. Ganz anders verhielt sich mein ehemaliger Studiengenosse Nikolai Kann, Direktor an der ersten estnischen Realschule, mit dem ich ebenfalls über meinen bevorstehenden Besuch im Kultusministerium sprach. Er prophezeite mir Erfolg.

Herr Mikkelsaar empfing mich mit einigem Erstaunen und fragte mich, nachdem ich ihm mein Anliegen vorgebracht hatte, wie ich darauf käme, für eine deutsche Privatschule eine Unterstützung zu beantragen. Ich erwiderte ihm, daß wir als Bürger des Staates Eesti (Estland) unsere Pflichten demselben gegenüber nach bestem Können erfüllten und daher wohl nicht als Bürger zweiten Ranges unseres Volkstums wegen behandelt werden dürften. In einem wahrhaft demokratischen Staat hätten die Minderheiten gleiche Pflichten aber auch gleiche Rechte. Es gebe doch in Estland eine Reihe privater Schulen, die der Staat reichlich unterstütze. Wie mir bekannt sei, hätten die Schweden eine solche. Er schwieg, machte sich jedoch dann einige Notizen, stand auf und sagte, mein Besuch sei ihm ein Vergnügen gewesen, ein Bescheid würde bald erfolgen. Genau vier Wochen später erhielt ich die Zusage, daß uns eine Jahresunterstützung gewährt sei. Wir erhielten sie damals in Mark, nach der Währungsreform in Kronen – eintausend jährlich. Ein Jahr darauf war Mikkelsaar vergessen. Er war einer von den ganz kleinen Sternen gewesen, den eine geschichtliche Welle aufgewirbelt hatte, um ihn gleich wieder verlöschen zu lassen. Herr Mikkelsaar war eine Eintagsfliege gewesen.

Nun waren wir also ein Völlgymnasium geworden und standen im Frühjahr 1920 vor unserem ersten Abitur. Ich sehe sie, unsere damalige erste Prima noch eben vor mir. Meine Kusine Käthe Kotiesen, jetzt verwitwete Eberhard, genannt „Eugen“, meinen jetzigen Leibarzt, Dr. med. Edgar Greinert, Erich Johannson, der im zweiten Weltkrieg eine anerkannt wirksame Panzerabwehrwaffe erfand, und Hans von Nolcken, den talentierten Landschaftsmaler, dessen frühzeitiges Ende bis heute ungeklärt geblieben ist.

Das Abitur verlief im großen und ganzen erfolgreich. Nur im Estnischen gab es Mißverständnisse. Fräulein Eisenschmidt berief sich auf die Lehrsätze der einzigen damals existierenden estnischen Grammatik Pastor Kentmanns, die Direktor Pukk, der Vorsitzende der Prüfungskommission – vom estnischen Kultusministerium dazu ernannt – nicht so ganz anerkennen wollte. Der Osastav (genetivus partetivus) machte beiden große Schwierigkeiten. Professor Aavik begann erst damals seine tieferschürfende sprachreformatorische Tätigkeit. Es gab noch keine systematische Sprachlehre für die erst in der Entwicklung und Umformung befindliche estnische Sprache. Der Ausgang dieses linguistischen Streites war für uns ungünstig. Fräulein Eisenschmidt unterlag. Edgar Greinert und Hans von Nolcken mußten im Herbst im Estnischen ein Nachexamen ablegen, das beide bestanden. Doch nun noch eine kleine komische Episode. Das englische Examen. Der englische Lehrer war mein ehemaliger Schulkamerad Fritz Sohn, ein „an-studierter“ Mathematiker, Buchhalter in einer Exportfirma (Thomson in Moskau), mit etwas kaufmännischem Korrespondenzenglisch, aus Rußland 1920 emigriert, Examinand Edgar Greinert. Direktor Pukk besaß keine englischen Kenntnisse, ich ebenfalls nicht. Alle vier konnten wir auf diesem Gebiet – nichts. Lehrer und Schüler grunzten sich mit unverständlichen Lauten an. Nur das Wort „Gentleman“ war deutlich vernehmbar. Direktor Pukk schüttelte den Kopf, schielte nach meinem Notizbuch, erblickte eine drei – und stellte seufzend auch eine solche. Die Note entspricht in Deutschland einem „ausreichend“. Ein Jahr später wäre so etwas bei uns nicht mehr möglich gewesen.

Im Sommer 1921 zogen wir in das Gebäude der früheren „Bürgermuße“, in dem wir dann auch bis zur Umsiedlung verblieben. Nicht nur Bücher haben ihre Schicksale, auch Häuser. Gebaut zum Dienst am Bürgertum, beherbergte es seit dem Untergang des 100-jährigen Vereins „Bürgermuße“ von 1906 bis 1914 die deutsche Vereinsschule. Dann ging es, um es vor dem Zugriff der russischen Regierung zu bewahren, in den nominellen Besitz Baron Constantin von Buxhoevedens über, der es jetzt auf den Namen des

„Deutschen Elternvereins“ (Schulhilfe) übertragen ließ. Dieses Haus hätte dringend einer grundlegenden Renovierung bedurft, aber hierzu fehlte uns das Geld. Nach der Güterenteignung, diesem großen sozialen Umbruch, stand die materielle Grundlage der deutschen Volksgruppe auf schwachem Sockel. Der große Schulsaal war verwohnt und ungepflegt – russische Soldaten hatten im Gebäude gehaust. In den ersten Unterrichtstagen waren von den Decken verhungerte Wanzen den Schülern auf die Hefte und Bücher gefallen! Wir waren aber mit ihnen bald fertig geworden. Sie vertrugen deutsche Ordnung und Sauberkeit und vor allem den deutschen Geist nicht und das Pinseln mit flüssigem heißem Leim. Die befleckten Wände störten uns nicht. Wir waren anspruchsloser und damit natürlicher geworden. Was wir an äußeren Werten verloren hatten, gewannen wir an inneren.

Eine wirkliche Wohltat in jener Zeit war die sogenannte amerikanische Hilfe, ins Leben gerufen von pensilvanischen Quäkern, die uns und unsere Schule mit Lebensmitteln, mit Bekleidung und Schuhzeug versorgten. Das warme und reichliche Frühstück in der Schule, das Fräulein Mally von Sengbusch und ihre Schwester, die Baronin Julie von Buxhoeveden, schmackhaft zubereiteten, war für unsere Kinder von großer Wichtigkeit.

Als wir den Umzug bewerkstelligt hatten, war ich erledigt. Nicht nur durch die intensive Arbeit, die ich hatte leisten müssen, sondern noch viel mehr infolge eines Tiefstandes meiner seelischen Verfassung. Um mein inneres Gleichgewicht wieder herzustellen, ging ich für den Sommer 1921 nach Järwemets zu Frau von Tettenborn, wo ich Ruhe und Besinnung fand. Gelegentliche Besuche in dem Pastorat Mustel, wo der tiefchristliche, aber ganz weltfremde Pastor August Eberhard seines Amtes mit viel Verantwortungsgedühl waltete, sind für mich mit köstlichen Erinnerungen verbunden, von denen viele einer herzerfrischenden Komik nicht entbehren. Auch die beiden Familien Krause auf der alten und neuen Mühle in Piddul besuchte ich, waren doch Magda, Paul und Irma Krause meine Schüler.

Das Abitur 1922 verlief normal. Leider erkrankte Max von Dittmar an der Gelbsucht und mußte daher den letzten Teil der Prüfungen im Herbst absolvieren. Eine richtige Abiturientenschmorgasterei kam daher nicht in Frage. Doch wir feierten ein letztes gemeinsames Beisammensein bei Tee und Kuchen, das fröhlich und harmonisch verlief.

Bald darauf traf uns ein schwerer Schlag. Baron von Buxhoeveden ging nach Deutschland, um sich dort operieren zu lassen, da sein Magenleiden einen sehr ernsten Charakter angenommen hatte. Die Operation nahm einen tragischen Verlauf. Für unsere Schule und unsere Gesellschaft ein ganz schwerer Verlust. Mit Baron Constantin von Buxhoeveden war ein vorbildlicher Edelmann dahingegangen. Wenn ich nun nach reichlich 40 Jahren an ihn zurückdenke, so kann ich seine segensreiche Tätigkeit wohl am besten mit den Worten eines Adelsmarschalls charakterisieren: „Ich bin nicht nur Adelsmarschall, sondern auch Landesmarschall.“ Adel bedeutete für ihn nicht Vorrecht, sondern Verpflichtung. Er war Jurist und erteilte an unserer Schule den bürgerkundlichen Unterricht. Im letzten Quartal 1922/23, als sein chronisches Magenleiden akute Formen annahm, hat er, oft unter heftigen Schmerzen, der Prima zu Hause auf seiner Couch liegend, seine Stunden erteilt, um ihnen vor der Prüfung den letzten Schlick zu geben – ein Vorbild wahrhaft baltischer Geisteshaltung und Verantwortlichkeit. Wenn es in unserer Inselheimat ein goldenes Buch gegeben hätte, dann müßten sein Name und der des Landmarschalls von Ekesparre in demselben an erster Stelle stehen. Daß seine vielseitige Tätigkeit an unserer Schule ehrenamtlich war, brauche ich wohl nicht zu erwähnen.

Doch nun galt es, für unser Schulkuratorium einen neuen Präses zu finden, der unsere Interessen auch in Reval würdig und dazu erfolgreich vertreten könnte. Ich hatte infolge meines Studiums in St. Petersburg mit den herrschenden Kreisen der Heimat keine rechte Fühlung gehabt, auch hatte ich keiner Corporation angehört. Es mußte ein Mann sein, der Einfluß besaß. Nun hatte Matthias Baron von Stackelberg dank seiner Beziehungen – er war Estonenphilister – für uns einige, wenn auch nicht große, Mittel flüssig machen können. Eine Elternversammlung, die auf meinen Vorschlag ihn zum Vorsitzenden wählte, hatte er vorzüglich geleitet – eine Gabe, die mir abging, so daß mir

der Gedanke kam, ihn auf den vakant gewordenen höchsten Posten in unserem Kuratorium als einzigen Kandidaten aufzustellen und von einer Elternversammlung, die meinen Vorschlägen stets folgte, wählen zu lassen. Der Posten des Präses des Kuratoriums war nun wieder besetzt. Ich mußte mich aber auch nach einem Nachfolger für mein dornenreiches Amt als Direktor umsehen, denn ich war fest entschlossen, sobald sich hierzu eine Möglichkeit bot, den Direktorposten aufzugeben. Weder hatte ich den Schock, den ich infolge des Zusammenbruchs meiner Existenz in Rußland erlitten, noch meine seelische Krise überwunden. Hinzu kam eine Verleumdungsklage gegen den Kollegen Gerchen. Der Kläger verfolgte die Schule mit seinem Haß, weil er – er war Philologe – eine freigewordene Stelle an derselben nicht erhalten hatte. Baron von Buxhoeveden hatte seine Bewerbung brüsk als Zumutung abgelehnt, weil der Betreffende eine umstrittene und zwielichtige Persönlichkeit war. Dieser Klage folgte eine zweite, die sich gegen jedes einzelne Glied des Lehrkörpers richtete. So kam die Angelegenheit vor ein staatliches Gericht. Unsere Verteidigung übernahm Baron von Stackelberg, der ja Rechtsanwalt war, und führte sie so glänzend durch, daß wir freigesprochen wurden und der Kläger Arensburg verließ.

An meine Stelle mußte eine junge energische Kraft treten, die ungebrochen und unbelastet war, und die fand sich in der Person des cand. theol. Roderich Greinert. Er war der älteste Sohn Propst Greinerts, hatte 1919 die Heimat verlassen, um seine Studien in Deutschland fortzusetzen und zu beenden. Im Juni 1922 stattete er seiner Heimatstadt Arensburg einen kurzen Besuch ab. Da der Ortspastor Baeuerle sich im Urlaub befand, wurde Roderich Greinert aufgefordert, die Predigt im deutschen Gottesdienst zu halten. Er war ein Meister des Wortes. Was er sagte fußte auf dem Grunde der Schrift und war klar und haarscharf formuliert. Stark beeindruckt kam ich nach Hause. Ich hatte meinen Nachfolger gefunden. Auch Baron von Stackelberg hatte er gefallen. Auf der nächsten Kuratoriumssitzung wurde er zum Inspektor der Schule und zu meinem Stellvertreter gewählt.

Die Prima 1922/23 bestand aus 13 Zöglingen: Barbara von Buxhoeveden, Heinz Baeuerle, Alfred Bergmann, Samuel Eberhard, Oskar Eichfuss, Richard Eichfuss, Magnus von Harten, Edgar Johannson, Herbert Kesküll, Bruno Rahr, Hans von Stackelberg, Eberhard von Toll und Eduard von Toll. Hatte mich schon mit unserem zweiten Zoetus: Marie von Aderkas, Gitti Carstens, Frieda Eberhard, Helene von Guldenstube, Magda Krause, Max von Dittmar, Edgar Meywald und Rudolf Woermann viel verbunden, so stand doch diese dritte Prima meinem Herzen besonders nahe. Es waren recht begabte Schüler. Sie hatten ein großes Verständnis für die geschichtliche Situation, in der sich unser baltisches Deutschtum nach dem ersten Weltkrieg befand. Die Umwertung und Neubewertung alter Traditionsvorstellungen verband sich bei ihnen mit einem offenen Wirklichkeitssinn.

Das Abitur 1923 fiel entsprechend der Begabung dieser Schüler recht gut aus. Der Vorsitzende der Prüfungskommission war nicht mehr der Direktor des estnischen Gymnasiums, Herr Pukk, sondern mein Schulfreund und Studiengenosse Johannes Aavik, der damals Lehrer am estnischen Gymnasium war. Vor jeder Prüfung bot er den Prüflingen Pralinen an, um sie aufzumuntern. Unvergessen bleibt mir die Abiturientenschmöre. Die Ausrichtung und Organisation übernahm der Inspektor Roderich Greinert, der mit Leib und Seele dabei war. Als die Stimmung ihren Höhepunkt erreicht hatte, hielt Aavik Reden in estnischer, deutscher, russischer, französischer, lateinischer und griechischer Sprache. Er sagte nicht sehr viel und wiederholte den selben Gedanken in sechs Sprachen, den Gedanken von der Schönheit des Lebens und der Würde des Menschen. Aber mir ging das Herz auf, als die lateinischen und griechischen Worte durch den Raum klangen. Zur Belohnung für seine eloquentia maxima wurde der Magister von vier kräftigen Abiturienten hochgehoben und im Triumphzug um die Festtafel getragen. Bei Sonnenaufgang verließen wir die harmonische Feier.

Seitdem sind über 40 Jahre vergangen. Etliche von ihnen deckt die Mutter Erde, auch die russische; andere sind in der weiten Welt zerstreut, bekleiden gute Ämter und stehen in ehrenwerten Berufen ihren Mann. Einer hat als ehemaliger SS-Mann nach dem Kriege Schwierigkeiten gehabt. Vor dem ziehe ich den Hut.

Mit dieser fröhlichen Schmöre fand meine Tätigkeit als Direktor des „Walter-Flex-Gymnasiums“ ihren vorläufigen Abschluß. Es galt nun noch Greinerts Wahl zum Direktor durchzupauken. Mit der Ernennung Roderich Greinerts zum Inspektor war ein frischer Wind in unseren Schulbetrieb gekommen, er war ein besserer Pädagoge und Organisator als ich und verfügte auch über unverbrauchte seelische Kräfte. Seine Bemühungen um Disziplin und Ordnung erleichterten mir die Ausübung der allgemeinen Leitung. So manche Sorge nahm er mir ab. Unsere Kanzleikraft, eine ältere Dame, Fräulein Anna Kiel, fand sich in die neue Zeit nicht recht ein. Telefon und Schreibmaschine waren für sie unheimliche und überflüssige Instrumente. Nur in den Kuratoriums-Sitzungen fand ich bei Roderich Greinert anfänglich keine Unterstützung. Baron von Stackelberg versuchte mehr und mehr Einfluß bei der Lösung rein pädagogischer Fragen zu gewinnen. Zu einem offenen Zusammenstoß zwischen ihm und mir kam es, als Dr. med. Carstens sen. einem Schlaganfall erlag und Baron von Stackelberg verlangte, daß unsere Schule, zu der der Verstorbene keinerlei Beziehungen gehabt hatte, an der Bestattung teilnehmen sollte. Dieser Wunsch entsprang der Tatsache, daß besagter Doktor Hausarzt in mehreren deutschen Familien gewesen war. Ich weigerte mich, diesem Ansinnen nachzukommen. Inspektor Greinert hielt zu Baron von Stackelberg, ich wurde überstimmt. Diese meine Niederlage im Kuratorium nahm ich zum Anlaß, die schon längst gefaßte Absicht, mein Amt als Direktor der Schule niederzulegen, durchzuführen.

Roderich Greinert, der ein Jahr zuvor als jungverheirateter Ehemann – seine Gattin Ebba war die jüngste Tochter des Doktor med. Baron Albert von Sass – nach Arensburg übersiedelt war, wurde am 15. September 1923 zum Direktor gewählt und ihm die Leitung unserer deutschen Schule übertragen. Ich bin Lehrer an der Schule geblieben. Der Wirkungskreis und die Verantwortlichkeit eines solchen waren geringer und enger umgrenzt. Allmählich fand ich mich in meine neue Position ein.

Nun unterfange ich mich, die außergewöhnliche Tätigkeit eines außergewöhnlichen Mannes zu schildern, den sein Geschick auf einen Posten mit leider nur kleinem Wirkungskreis gesetzt hatte. Ein begabter, willensstarker Mensch, der bestrebt war, Neues zu gestalten bei Bewahrung des guten traditionellen Alten. Seinem oft zu hohen Geistesflug konnte nicht jeder völlig folgen und so mußte er sich inmitten aufbauender Arbeit oft kleinlicher Angriffe erwehren. Ich hatte nicht nur die Möglichkeit, seine 15jährige Tätigkeit zu beobachten, ich habe Schulter an Schulter mit ihm um die Erhaltung unseres Deutschtums und unserer Geistesart gekämpft. Wir gehörten mit zu den letzten Kämpfern auf verlorenem Felde, ohne zu wissen, daß das Ende schon so nahe war.

Zu seiner ins Auge fallenden deutschen Gründlichkeit trat als bereicherndes Element seines Wesens eine Lebhaftigkeit und ein gewinnender Scharm hinzu. Neben seiner Ordnungsliebe und ungewöhnlichen Arbeitskraft haftete ihm mitunter eine gewisse Großzügigkeit im Denken und Handeln an. Unter welchen Beeinflussungen hat Roderich Greinerts charakterliche und geistige Entwicklung gestanden, ehe er sein Amt an unserer Schule übernahm?

Da wäre an erster Stelle der Geist seines Elternhauses zu nennen. Es war eine wohlthuende Atmosphäre, die das Pastorat Anseküll ausstrahlte. Es war nichts Pietistisches, nichts religiös Überspanntes, aber ein christlich warmer Hauch, der von Pastor Friedrich Adolf Greinert und seiner Gattin ausging. Schlichte Frömmigkeit und verantwortungsvoller Ernst, verbunden mit natürlichem Frohsinn, kennzeichnete den Tageslauf dieses typisch baltischen Pastorenhauses. Das Pfarrhaus war reich an deutschem Kulturgut in Musik und Literatur.

An zweiter Stelle möchte ich den religiösen Einfluß nennen, den das Domkandidatenstift in Berlin auf ihn ausgeübt hat. Die Ausbildung, die Roderich Greinert dort als Kanzelredner und Religionslehrer erhalten hat, war in meinen Augen vorbildlich. Das bewies er als Lehrer an unserer Schule und als Prediger auf der Kanzel unserer Arensburger St.-Laurentius-Kirche. Seinem Unterricht lag alles Tote fern, er lehrte weniger, er entwickelte. Er förderte die Selbständigkeit der Schüler bei der Bearbeitung des Lehrstoffes, er zwang sie zur geistigen Mitarbeit, er interessierte sie und erwärmte sie in einem solchen Maße, daß er auch bei den Minderbegabten das von ihm sorgsam gesetzte Ziel erreichte.

Für meine Methode des Vortrags, wie sie in den russischen Universitäten und Schulen gehandhabt wurde, hatte er nicht viel übrig. Was seine Predigten anbelangt, so waren sie inhaltlich und sprachlich gut vorbereitet. Ich bin ihnen immer mit Interesse gefolgt und manchmal griffen sie auch ans Herz und gingen ins Herz. An einige Predigten kann ich mich noch heute erinnern, obwohl seitdem 40 Jahre vergangen sind.

An dritter Stelle muß ich seine Corporation, die „Fraternitas Academica“ nennen, zu deren Gründern auch Propst Greinert gehört hatte. Eine Verbindung mit weitestem Horizont, keine Landsmannschaft, ein deutsch-baltisches Corps, offen für jeden, der sich zum deutschen Kulturkreis zugehörig fühlte und bereit war, für die Ideale einzutreten, die zu den Grundprinzipien unseres baltischen Volkstums gehörten.

In Roderich Greinerts erste Amtszeit als Direktor fiel auf kulturellem Gebiet eine Auf-führung von „Alt-Heidelberg“ von Meier-Förster, die auf seine Initiative von seinen Corpsbrüdern mit Hilfe örtlicher Darsteller inszeniert wurde. Als Student habe ich dieses Schauspiel in Petersburg gesehen, gespielt von einer berühmten Berliner Gastgruppe und war aufs tiefste von der Romantik dieses urdeutschen gemütvollen Werkes beeindruckt — ein Einundzwanzigjähriger. Nun sah ich es 20 Jahre später und wurde tiefer ergriffen, als ich es damals gewesen war. Stud. Heftler als Erbprinz Karl-Heinz, Ilse Lackschewitz als Käthe und Oberlehrer Johannson als Dr. Juttner erreichten durch ihr natürliches und einführendes Spiel hohes künstlerisches Niveau. Aber auch die Nebenrollen waren glücklich besetzt: Adolf Greinert als Graf Adlerberg, Heimert Baron von Nolcken als blasierter Kammerdiener und Albert Berendson als Wirt glänzten durch ihre Darstellerkunst und waren über alles Lob erhaben. Die Stimmung war ausgezeichnet und die Einnahmen sehr gut.

Der klingende Erfolg in Eesti-Mark kam der Schule und dem kulturellen Leben der deutschen Gesellschaft in Arensburg zugute. Von dem Erlös konnten, dank dem großen Entgegenkommen der Firma Luther, Reval, 250 Stühle zur Bestuhlung des Schulsaaes angeschafft werden. Hier fanden auch alle kulturellen deutschen Veranstaltungen statt. Bisher mußten die Stühle für jede Vorstellung von den Schülern aus deutschen Häusern herbeigeschafft werden. Auch konnten die vier oberen Klassen mit neuen Schulbänken ausgestattet werden.

Überschattet wurde Direktor Greinerts erstes Amtsjahr durch eine unerwartete und unabwendbare Naturkatastrophe, die über unsere Schule einbrach. Ein mehrere Tage im September wütender Südweststurm brauste über unsere Insel hinweg. Er verfiel sich in unserem Schuldach. Er rüttelte und schüttelte an ihm und in der Abschlußphase seines Tobens und Wütens gelang es ihm mit einer letzten Kraftanstrengung, ein Drittel unseres Schuldaches abzutragen. Wie ein Riesenvogel glitt ein breiter schwarzer Schatten über uns hinweg und füllte unseren Schulgarten mit Blechtrümmern. Wir standen vor einer Katastrophe. Doch nun zeigte sich die Tatkraft und die Umsicht unseres jungen Direktors. In überraschend kurzer Zeit kamen die Geldmittel zusammen. Der estnische Unterrichtsminister, Direktor Akkel, die Gesellschaft „Deutsche Schulhilfe“, die Stadt Arensburg und auch Privatpersonen öffneten ihre Herzen und Börsen. In ganz kurzer Zeit war der Schaden behoben und bezahlt und der Unterricht konnte wieder aufgenommen werden.

Gute Helfer und treue Mitarbeiter erhielt Roderich Greinert durch die Anstellung des Ehepaars Schütze. Willy Schütze war angehender Theologe, seine Frau Helene, geborene Hasselblatt, „Musikdirektor“. Er war ein Mann regen Geistes und mit einer blühenden Phantasie ausgestattet. Leider neigte er ein wenig zu Übertreibungen, die leider manchmal zu Mißverständnissen führten. Sie, eine Persönlichkeit, ein wertvoller Mensch mit starkem Geltungsbedürfnis. Beide haben unser Schul- und Gesellschaftsleben bis zu ihrer Auswanderung nach Brasilien, wo er in der Provinz Rio Grande del Sul Leiter einer deutschen Schule und eines Internates wurde, bereichert und der deutschen Sache treu gedient.

In diesem Zusammenhang muß ich mich noch eines weiteren Kollegen erinnern, der in diese Periode hineingehört, des Oberlehrers (Studienrat) Karl Johannson, ein nicht unumstrittener Mann, dem ich aber persönlich viel verdanke, weil er mich spielend in die Tiefen der Kantischen Philosophie einführte. Als Lehrer war er für die Zöglinge der

unteren Klassen eine unersetzbare pädagogische Kraft. Die Literatur lag ihm weniger, vielleicht bis zu einem gewissen Grade die Schillerschen Dramen. Sein ureigenes Gebiet war die Sprache.

Ein Ereignis von besonderer Bedeutung in jener Periode war der Kommunistenputsch vom 1. Dezember 1924. Er zeigte uns, daß der politische Friede mit dem östlichen Nachbarn auf tönernen Füßen ruhte. Der russische Bär, er war nicht mehr der gemütliche Mischka der Zarenzeit, setzte von Innen aus zum Angriff an. Eine kleine Gruppe äußerst aktiver estnischer Roter, die ihre Niederlage 1919 noch nicht vergessen konnten, hatte hauptsächlich in Reval durch geschickte Wühlarbeit versucht, die revolutionäre Stimmung vorzubereiten. Zu einem offenen Angriff war Moskau noch nicht fertig. Es hoffte aber, daß eine bewaffnete Revolte gegen den jungen estnischen Freistaat von Erfolg gekrönt sein würde. Doch die sonst so schlangenklugen Sowjetdiplomaten hatten sich verrechnet, das estnische Militär hielt seinen Treueeid. In knapp zwölf Stunden war der Putsch niedergeworfen, die legale Regierung triumphierte. Moskau war zu einem tatenlosen Zuseher verurteilt und hatte das Nachsehen. Noch war die Frucht nicht reif und die politische Situation für eine Annexion nicht günstig. Es hieß abwarten. Leider hatten die Kämpfe in Reval auch ein deutsches Opfer gefordert. Der Inspektor der Domschule, Eduard Grünwaldt, wurde auf dem Wege zu seiner Arbeitsstätte von einer verirrtten Kugel getroffen. Man weiß nie, wann und wo die letzte Stunde schlägt.

An den Abiturientenzötus 1924 habe ich nur eine sehr geringe Erinnerung. Um so lebendiger steht mir der von 1925 vor Augen: Lully Carstens, Alice Henneke, Rita Kotiesen, Georg Elster, Robert Grünhut, Paul Krause, Kurt Stange und Joachim von Toll. Wieviel mädchenhafter Scharm! Wieviel männliche Kraft! Wieviel Frohsinn! Unvergessen bleibt mir die Abiturientenschmore dieses Jahrgangs, zu der ich mit einigen Bedenken und einem unbehaglichen Vorgefühl hinging. Meine Tischnachbarin war meine Kusine xten Grades, Rita Kotiesen. Ich hatte es gut getroffen. Kusine Rita entwickelte so viel Humor und sprudelndes Leben, daß sie mich mitriß. Die Stunden verrannen wie im Fluge. Plötzlich stand Direktor Greinert vor mir und sagte, es sei Zeit, daß die Damen nach Hause begleitet werden, worauf ich meine Tischdame zum Nachhauseweg aufforderte.

Zur Ernüchterung machte ich dann im matten Lichte des nahenden Tages einen unbeschreiblich schönen Spaziergang um das Schloß. Die in meinen Augen schönste Bucht der Welt lag im geheimnisvollen Dämmerlicht vor mir. Im Süden die Insel Abro in ganz dünnen Dunst gehüllt. Im Westen erblickte man das Landhospital mit seinem kleinen Blumen- und großen Obstgarten und das schmucklose Haus, in dem die Amtswohnung meines Vaters gelegen hatte, wo ich die glücklichsten Jahre meines Erdendaseins verbracht habe — das Paradies der Kinderzeit. Wie ein grüner Streifen, eine halbe Seemeile entfernt, schimmerte die kleine Insel Laiamaa (Breitland), die aus meiner Sicht von Spitze zu Spitze gesehen „Schmalland“ hätte heißen müssen. Ich ließ mich auf einer der vielen Bänke, die meinen Weg säumten, nieder und schaute wie berauscht in die Ferne, wo sich Himmel und Meer zu berühren schienen. Unterdessen war die Sonne aufgegangen. Ihr Licht durchflutete den Dunst und erfaßte mit ihren ersten Strahlen (die rosenfingrige Eos) die Bucht. Ich hörte in der lautlosen Morgenstille, wie die Ruderschaukeln eines Bootes langsam aber fest durchs Wasser gezogen wurden. Die ersten kleinen Kräuselwellen liefen hier und da über den Spiegel der Bucht und der Morgenwind erwachte in den Baumkronen. Vom Kirchturm der St.-Laurentius-Kirche ertönten vier Schläge.

Ich schlenderte langsam zur Schule zurück. Der Festsaal war menschenleer, doch vom Schulhof schlugen Stimmen an mein Ohr. Ein Blick durchs Fenster zeigte mir, daß noch nicht alle Teilnehmer der Schmore ihre Häuslichkeit aufgesucht hatten. Zwei rüstige Männer spielten im Licht der jungfräulichen Sonne Schwebeball: Adolf Greinert, der ebenfalls an unserer Schule Lehrer war, und unser Zeichenlehrer Stepanoff, ein begabter Mensch, der nicht nur geschickt malte, sondern auch mit einigem Wohlklang Cello spielte. Ich ging hinunter in den Schulhof und erlebte dort folgende heitere Szene: Die Ballspieler hatten ihre Röcke abgelegt. Im Eifer des Gefechts hatte Adolf Greinert seinen Hemdärmel eingerissen, so daß dieser seinen Arm in Fetzen umflatterte

und ihn beim Spiel hinderte. Kurz entschlossen riß er ihn glatt ab. Stepanoff, der ein ganz neues, extra zum Fest angeschafftes Hemd trug, hielt es als fairer Sportler, dazu ein wenig von Alkoholdünsten umnebelt, für seine Ehrenpflicht, auch seinen rechten Hemdärmel abzureißen. Als ihm dieses infolge der Güte des neuen Stoffes nicht gelang, zog er sein Taschenmesser, klappte es mit einiger Mühe auf und schnitt mit noch mehr Mühe mit der ungeschickten Linken den Ärmel ab. Ich mußte mich vor Lachen schüteln, das sich noch verstärkte, als Adolf Greinert einige Minuten später auch seinen linken Ärmel abriß und Stepanoff seinem Beispiel folgte. Das war, wie es mir dünkte, wohl das letzte Nachgefecht dieser lustigen Schmore. Doch wie sollte ich mich irren. Zu Hause, kaum eingeschlafen, klopfte es an mein Fenster. Kurt Stange stand auf unserem Hof und rief mir zu: Kleiden Sie sich bitte sofort an! Vor der Tür wartet ein Lastauto. Wir fahren nach Piddul zur neuen Mühle, um Paul Krause nach Hause zu fahren und seinen Angehörigen zum glücklich bestandenen Abitur zu gratulieren.

In den sanften Strahlen der Sonne und dem melodischen Rauschen einer leichten Brandung hielt Roderich Greinert in Piddul am Meeresufer eine ergreifende Morgenandacht. Text und Inhalt seiner kurzen Ansprache sind mir entfallen. Aber das rein Gefühlsmäßige war und ist geblieben, die Erinnerung an ein Erlebnis, das die Seele mit ergreifender Harmonie erfüllt hatte. Noch heute, nach 40 Jahren, denke ich mit Liebe an diese Viertelstunde, in der mein Herz restlos glücklich war.

Neben dem kulturellen Wirken, von dem noch die Rede sein wird, war Direktor Greinerts ganzes Bemühen — das weithin von Herrn Josef von Hahn, dem Vorsitzenden des Schulkuratoriums, unterstützt wurde — darauf gerichtet, das Schulgebäude, das zugleich ein Zentrum allen kulturellen Lebens war, in einen würdigen baulichen Zustand zu bringen. Eines stand fest, unsere verarmte deutsche Gesellschaft konnte uns beim besten Willen nicht tatkräftig unter die Arme greifen. Die Ritterschaft war von der estnischen Regierung enteignet, entmachtet und aufgehoben worden. Sie besaß ihre Güter nicht mehr. Die Mehrzahl der deutschen Familien lebte in sehr bescheidenen Verhältnissen. Wer konnte durchgreifend helfen? Nur unser deutsches Vaterland mit seiner stabilisierten Rentenmark. Da sprang Roderich Greinert in die Bresche und unternahm im Jahre 1925 seine glückhafte und erfolgreiche Reise ins Reich. Ich kann nicht mehr die Quellen nennen, aus denen die erwünschten Gelder so reichlich flossen. Ich erinnere mich nicht mehr an die Höhe der Summen, die er dort und in Reval flüssig machte. Ich weiß nur, daß wir dank dieser Mittel unser Schulgebäude, das einst die „Bürgermusse“ beherbergt hatte, umbauen konnten und es uns so gelang, eine gut ausgestattete Schule und ein Zentrum für alle unsere kulturellen Bestrebungen zu schaffen.

Im Sommer 1926 begannen die Arbeiten an der Schule. Aus der alten Kegelbahn entstanden vier Grundschulklassen. Im Hauptgeschoß gab es dann vier Oberschulklassen und noch zwei Grundschulklassen. Die Prima lag oben im zweiten Stock neben den Gesellschaftsräumen. Das Schmuckstück des Hauses aber wurde der Saal mit seinen zwei riesigen schönen Kachelöfen, seinem blitzblanken Parkett, seiner reichen elektrischen Installation und seinen sauber gestrichenen hellen Wänden. Außerdem wurde aus unserer kleinen Notbühne eine geräumige Bühne mit verstellbaren Kulissen, die man aber auch als Stilbühne benutzen konnte. Herr Stepanoff wirkte sehr erfolgreich als Dekorationsmaler.

Während des Umbaues, der im Juni begann und kurz vor Weihnachten abgeschlossen war, mußten wir für ein Semester wieder in die Michelsensche Pension. Mir fiel es zu, diese für den Schulbetrieb einzurichten, denn der Direktor war mit der Clubyacht Odin nach Runö gesegelt und geriet auf der Rückfahrt in einen Nordweststurm, der die Yacht Odin mit seiner 6köpfigen Besatzung an der livländischen Küste bei Salis fast stranden ließ. Als Direktor Greinert und seine Mannschaft nach überstandener Seenot die Bootschäden ausgebessert hatten, was eine Woche in Anspruch nahm, kehrten sie wohlbehalten zurück. Inzwischen hatte ich die Schule in der Pension Michelsen mit Hilfe des Herrn Karl Bergmann, Großkaufmann und Glied unseres Schulkuratoriums, der mich mit Pferdegespann und Lastwagen unterstützte, eingerichtet. Im Januar 1927 konnten wir nach Beendigung der Bauarbeiten in unserem Schulgebäude die neugestalteten Räume beziehen.

Der Abiturientenzötus 1927 war mir besonders ans Herz gewachsen. Ich weiß nicht mehr wieviel Zöglinge es waren und wer zu ihnen gehörte, doch an sechs erinnere ich mich noch recht deutlich: Ira Golouschewa-Tschetwerikowa, Ursula Johannson, Mary Linka, Heinrich Lackschewitz, Friedel Walter und Boris Polischtschuk. Wie tief bedauere ich es immer wieder, daß unsere vorbildliche Schulchronik und unser Schulalbum mit interessanten und meist sehr gut geglückten Lichtbildaufnahmen von allen größeren Ereignissen unseres Schullebens — Aufführungen und Ausflügen — verlorengegangen sind. Die Chronik ist im Trubel der Flucht 1945 verschwunden, über das Schicksal des Albums, das in der Hand des Fräulein von Aderkas war, ist nichts bekannt. Von den gesamten Abiturienten stand Friedel Walter mir am nächsten, er war mit dem Meer noch tiefer verbunden als ich. Als guter Segler und Eisbootführer hat er im Estländischen Yachtclub eine gewisse Rolle gespielt und wurde nach der Umsiedlung 1941 auf einem der Masurischen Seen Ostpreußens Europameister der Eisbootsegler. Sehr bald verband uns das kameradschaftliche Du. — Eine Berühmtheit als Sängerin hat Ira Golouschewa errungen. Sie war oder ist es eben noch, eine glückliche Mischung von russischer und deutscher Bildung. Zur Beethoven-Feier 1927 sang sie die Rolle des „Fidelio“ mit viel Innigkeit und verlieh diesem Fest die richtige Weihe. Noch vor einigen Tagen (1955) erhielt ich von ihr eine Karte aus Kühlungsborn (Ostzone): „Herzliche Grüße von der beliebten Ostsee, die uns diesmal allerdings besonders kühl behandelt! Trotzdem bleiben wir ihr treu. Herzliche Grüße Ihre Ira.“ Das ist Treue!

Je länger ich mich mit der Niederschrift meiner Lebenserinnerungen beschäftige, desto mehr Ereignisse, Jahreszahlen und Namen drängen sich mir auf, die ich nicht richtig einordnen und miteinander verbinden kann. Dieser Umstand nimmt mir mitunter den Mut und die Lust am weiterschreiben. Aber ich zwingt mich dazu, denn ich weiß nicht, wann mir die Feder aus der Hand genommen wird und irgendwie muß ich doch meinen „Wanderpfad“ zu Ende bringen.

Im Herbst 1928 unternahm Direktor Greinert seine zweite Reise nach Deutschland. Eine Reihe von Besprechungen über unsere wirtschaftliche Lage brachte einen guten Erfolg. Vom Jahre 1928 ab erhielten wir aus Deutschland eine Zuwendung, so daß unsere sehr niedrigen Gehälter aufgebessert wurden und wir nun ein bescheidenes, bürgerliches Leben führen konnten. Seit dieser Zeit verläuft das schulische Leben unter der Leitung seines Direktors, der ständig um das geistige Niveau seines Lehrerkollegiums und seiner Schüler in der Schul- und Freizeit bedacht war, bis zum Jahre 1937 normal. Meine Erinnerungen an diesen Zeitabschnitt sind, was die Schule anbelangt, ziemlich verblaßt, daher erwähne ich nur noch einige wenige Ereignisse, die in meinem Gedächtnis haften geblieben sind:

In diese Zeit fällt der Versuch der Esten, mich von der deutschen Schule abzuwerben. Wir Deutschen hatten jahrhundertlang in unserer Heimat die erste Rolle gespielt. Nach der Gründung des estnischen Freistaates waren wir auf die zweite Position gedrängt worden. Die führenden estnischen Parteien beabsichtigten, uns durch starken materiellen Druck aus unserer angestammten Heimat zu verdrängen. Die schwachen Elemente sollten vom Estentum aufgesogen werden, die stärkeren sollten nach Deutschland auswandern. So wollte man uns auf humane Weise ausmerzen. Mir wurde von einem estnischen Notar, der mich persönlich mochte, und den ich schätzte, der Vorschlag gemacht, ins estnische Lager überzutreten. Er stellte mir eine gute Karriere als Lehrkraft im estnischen Gymnasium in Aussicht. Auch der Direktor des estnischen Gymnasiums bot mir an, Deutschlehrer am Arensbürger estnischen Gymnasium zu werden. Eine 700jährige Kultur verkauft man nicht für ein Linsengericht. Außerdem begann damals in Deutschland das deutsche völkische Bewußtsein sich wieder stärker zu regen. Man schämte sich nicht Deutscher zu sein, sondern war stolz auf sein Volkstum. Auch wir Deutschen im Baltikum nahmen pekuniäre Nachteile gerne in Kauf und blieben Deutsche.

Das estnische Kultusministerium hatte allmählich sein Unterrichtswesen auf eine beachtliche Höhe gebracht, nicht nur rein organisatorisch, sondern auch kulturell. Sachgemäß abgefaßte Schulbücher vermittelten ein vernünftiges Bildungsgut. In der Prima gab es wöchentlich zwei Stunden philosophische Propädeutik und zwei Stunden Bürger-

kunde (Gemeinschaftslehre), die man im Grunde genommen nach eigenem Ermessen individuell ausbauen konnte. Eine zeitgemäße Bürgerkunde hatte ich selbst zusammengestellt und in der Propädeutik nahm I. Kant die zentrale Stelle ein.

Am 10. September 1931 waren es 25 Jahre, daß ich als Lehrer tätig war, zwölf Jahre hatte ich in Rußland, mehr oder minder erfolgreich, junge Russinnen und Russen gebildet und erzogen. Meinen ganzen jugendlichen Elan und meine ungebrochenen Kräfte hatte ich dort, in der Fremde, eingesetzt, verzettelt und verbraucht. Gründung und Leitung unserer deutschen Schule hatten fünf Jahre an meiner geistigen und körperlichen Substanz gezehrt. Dann war wie ein Meteor Roderich Greinert erschienen und hatte in immer steigendem Maße das kulturelle Leben unserer Volksgruppe befruchtet. Ich assistierte ihm. Dank der Anregung Direktor Greinerts wurde unter den Gönnern unserer Schule und unter früheren Schülern eine Sammlung veranstaltet, die für mich eine Ehrengabe von 500 Ekr. ergab, für damalige Verhältnisse ein ganz respektabler Betrag, den ich sehr gut gebrauchen konnte.

Doch nun zur Feier: Am Morgen um 6 Uhr ein Trompetensolo meines Vettters Erich Link, der hochmusikalisch veranlagt war. Dann wurde ich feierlich in die Schule geleitet, wo man mich mit einem Choral empfing. Direktor Greinert sprach dann schöne Worte, die meist über das Ziel schossen und Verdienste rühmten, die ich nie tatsächlich erwirkt hatte. Zum Schluß seiner Ansprache verlas er eine Dankesadresse, eine Urkunde, unterschrieben vom Präses des Schulkuratoriums, Herrn Josef von Hahn, von ihm und von den Vorsitzenden der drei Vereine „Deutsche Schulhilfe“, „Lehrerverband“ und „Sportverband“. Anschließend gab es ein Mittagessen in einem ausgewählten Kreis. Eine Extragabe erhielt ich von einem guten Freund zum Bau einer Jolle, die ich mir schon lange wünschte. Die Jolle, ein schlankes Flachboot mit Schwertkiel, segelte nicht übel, besonders schön lief sie bei Windstärke 2–4 in den kleinen Wellen unserer Bucht. Zu Ehren ihres Stifters taufte ich sie auf den Namen „Karl-Ernst“.

Am 1. September 1933 waren es zehn Jahre, daß Roderich Greinert das Geschick unserer deutschen Schule und das unserer deutschen Gesellschaft in seine starken Hände genommen hatte. Aus diesem Anlaß veranstaltete ich, mit Hilfe von Fräulein von Aderkas und unserer neuen Lehrkraft, Kurt Stange, Germanist, einen Ehrenabend für den Jubilar. Als Festgabe übergab ich ihm das Hauptwerk unserer baltischen Heimdichterin, Frau Mia Munier-Wroblewskas „Unter dem wechselnden Mond“. Es war ein beschwingter, sorgloser, harmonischer Abend.

Im Dezember des selben Jahres bestand unser Kollege William von Loevis das Abitur. Er war Absolvent der Forstakademie und hatte bereits mehrere Jahre an unserer Schule Naturkundeunterricht erteilt. Das Kultusministerium unterbrach infolge des fehlenden Abiturs jäh seine Lehrerlaufbahn. Unterrichtsminister war damals Nikolai Kann, mein Schul- und Dutzfreund. Was lag näher als eine offizielle Audienz bei ihm zu beantragen um die erneute Anstellung des Kollegen zu erwirken. Meine Reise nach Reval brachte zwei Erfolge. Der Kollege von Loevis wurde nach vier Wochen wieder Lehrer an unserer Schule und ich konnte im Unterrichtsministerium mit dazu beitragen, daß die Privatschullehrer voll pensionsberechtigt wurden.

So ging es hinein ins Jahr 1934. Der Schulunterricht läuft normal, es geschieht nichts außergewöhnliches. Das Abitur bestehen: Barbara Erler, unsere große Lateinerin, Helene Forant, Alma Gerchen, Gerta Waldmann und Gunnar Maehle. – Im Februar verschied Fräulein Marie Eisenschmid, eine vorbildliche Lehrerin von großem Pflichtgefühl. An ihrer Bestattung nahm die ganze Schule teil. Direktor Greinert sprach tiefempfundene anerkennende Worte. Kurz vor Weihnachten starb unser lieber Schüler Ferdinand Hallik an Gehirntuberkulose.

Im März 1934 kam es in Estland zu einer großen politischen Umwälzung. General Larka, offizieller Vertreter der Freiheitskämpfer (vergleichbar den Nationalsozialisten in Deutschland), gewann mit großer Stimmenmehrheit die Wahl zum Präsidenten. Bevor er aber sein Amt antreten konnte, entmachteten ihn der derzeitige Präsident Päts und der Befehlshaber der estnischen Armee, Laidoner, und setzten sich selbst an die Spitze des Staates. Diese autoritäre Regierung bestand bis zum Einmarsch der Russen in die baltischen Staaten im Jahre 1939/40.

Es ist nun an der Zeit, die Schulangelegenheiten für eine Weile im Hintergrund zu lassen und sich mit unserem kulturellen Leben zu befassen, das als wichtigster Maßstab bei der Beurteilung und Bewertung unserer Daseinsberechtigung gelten muß. Unsere abgeschiedene insulare Lage hat uns schon immer genötigt, für unsere geistigen und kulturellen Bedürfnisse selbst zu sorgen. In dieser Beziehung hatte sich nach der Entstehung des estnischen Freistaates nichts geändert. Nur daß unsere Metropole nicht mehr Riga, sondern Reval wurde, eine altertümliche Stadt, eine Perle deutscher Architektur und Aufbauwillens.

Wie unsere baltische Heimat einen dichterisch begabten Soldaten der deutschen Wehrmacht im Jahre 1917/18 beeindruckt hat, möge folgendes Gedicht dartun:

Wer einmal durch Revals alte verträumte Straßen schritt
und Estlands Wälder und Heiden mit offenen Augen durchschritt,
wer Rigas ragende Türme im Spiegel der Düna gesehn,
der wird am Tage des Abschieds nur schweren Herzens gehn.

Wer nächtlich am Strande von Pernau die Meeresbrandung gehört,
ein Rauschen, ein dumpfes Brüllen, als wenn ein Brunsthirsch röhrt,
und dann einen Herbsttag erlebt, windstill und glasklar die Sicht . . .
vergißt nicht den Strand von Dubbeln, weiß glänzend im Sonnenlicht.

Die Trümmer von St. Brigitten erblick ich noch manchmal im Traum,
von lärmenden Dohlen umzogen, umstanden von Busch und Baum;
ich koste die herben Beeren im herbstlichen Kieferwald . . .
was weckt nicht der Traum zum Leben, zu Farbe, Ton und Gestalt!

Und wer dann einmal ergriffen des Ostlands Werden bedacht,
die Zeiten der lichtesten Sonne, die Zeiten der dunkelsten Nacht,
im Schutze des deutschen Schwertes, ein Elend so riesengroß . . .
O Ostland, wer je dich erlebte, den läßt du nie wieder los.

Geerd Spanger.

Ich sehe meine Aufgabe nicht darin, über jede Aufführung ausführlich zu berichten. Ich könnte es auch gar nicht, denn ich erinnere mich nicht mehr, mit wem die einzelnen Hauptrollen besetzt waren. Aber ich glaube, daß es genügt, wenn ich einige Werke nenne, deren Inhalt einem jeden gebildeten Balten mehr oder minder vertraut ist, um zu zeigen, wie rege unser geistiges Leben damals war. Besonders eingepägt hat sich mir die Aufführung von Sudermanns „Johannesfeuer“. Wunderbares Spiel von Amalie von Sengbusch als Zigeunermutter und von Edgar Greinert als junger Pastor. Auch die übrigen Rollen waren gut besetzt. Wieder mußte ich konstatieren, daß unsere Liebhaber lebendiger und natürlicher auf der Bühne handelten, als die berühmte Berliner Gasttruppe zu meiner Studentenzeit es in der Nevaresidenz getan hat. In „Glaube und Heimat“ von Schönherr tobte Willy Schütze als wilder Reiter. Die „Journalisten“ von Gustav Freytag, obwohl veraltet, erwachten zu neuem Leben. Sogar Kotzebues „Kleinstädter“, in denen ich den Dachstubenpoeten Sperling spielte, erzielte Lachsalven auf Lachsalven. Ich hatte mit ersten Rollen begonnen, aber bald erkannte ich, daß meine Darstellerstärke im Gebiet des Komischen lag. Im „Extemporale“ als versoffener Schuldiener erzielte ich meinen größten Erfolg. Auch die Inszenierung von Max Halbes „Strom“ mit seiner wuchtigen Dramatik fiel in diese Zeit.

Die höchste Leistung aber aller unserer kulturellen Veranstaltungen bleibt die Aufführung des „Deutschen Requiem“, des Komponisten Johannes Brahms größte Schöpfung. Hier hat Roderich Greinert es verstanden, alle musikalischen Kräfte (etwa 60 Personen) unserer nicht zahlreichen Gesellschaft zur Aufführung eines außergewöhnlichen Werkes zu sammeln und zu einem harmonischen Ganzen zusammenschweißen. Unter seiner straffen und zugleich auch einführenden Leitung ergriff die tiefreligiöse Musikalität dieser weihervollen Komposition, aufgebaut auf herrlichen Worten der Heiligen Schrift, die Seelen der Hörer mit elementarer Gewalt. Die Begleitung lag in den bewährten Händen von Frau Dr. Luise Favre, geborene Carstens, einer außerordentlichen Pianistin. Als Solisten traten auf die Pröpstin Walter (Sopran), Pastor Lieberg und stud. med.

Edgar Greinert (Bariton). Das Opus wurde dreimal in der Schule und einmal in der Kirche aufgeführt. Auch die Esten zeigten Interesse. Die Aufführung des „Requiem“ und Roderich Greinert gehören in meiner Erinnerung untrennbar zusammen.

Aber nicht nur das Lehrerkollegium wirkte an der Erhaltung unserer geistigen Güter mit. Als weiterer kultureller Faktor wäre die „Arensburger Liedertafel“ zu nennen, deren verdienstvoller Präses, Dr. med. Jules Favre, selbst ein feinsinniger Sänger war. Unter der Leitung von B. Koschewnikow, C. Gerchen, J. Aavik und B. Rahr haben wir eine Reihe gutbesuchter Konzerte veranstaltet, in denen das deutsche Lied zur vollen Geltung kam. Ein junges Quartett: Leon Favre (1. Tenor), Kurt Stange (2. Tenor), Bruno Rahr (1. Baß) und Edgar Greinert (2. Baß) trugen bei festlichen Gelegenheiten ernste und heitere Weisen vor. Nie werde ich die Montagabendproben vergessen, auf denen ich, ein im Grunde genommen unmusikalisches Geschöpf, zwischen solchen Sängern wie Dr. Favre und seinem Sohn Leon stehend, als 1. Tenor meine Stimme erklingen ließ. Der Gründungstag der Liedertafel wurde jährlich mit Konzerten und geselligem Beisammensein gefeiert.

Auch im Frauenverein – Leiterin Luise Baronin von Buxhoeveden, geb. von Sengbusch – wurde an den Arbeitsabenden, dem Schriftwort:

„Zum Werke, das wir ernst bereiten,
geziemt sich auch ein ernstes Wort,
wenn gute Reden sie begleiten,
dann fließt die Arbeit munter fort“

folgend, nicht nur gehäkelt, genäht und gestickt. Direktor Greinert, Oberlehrer Johannson und ich haben an diesen Abenden so manchen Vortrag gehalten. So sprach z.B. aus Anlaß von Kants 125. Todestages Johannson über die „Kritik der reinen Vernunft“, Greinert über „Kritik der praktischen Vernunft“ und ich über „Kritik der Urteilskraft“. Auch zwei Vorträge über Goethe habe ich dort gehalten: „Iphigenie als klassisches Drama“ und „Goethe als Erzieher“. Sie haben keine bedeutende Wirkung erzielt, aber mir den Dank der Vorsitzenden des Frauenvereins, einige Tassen Tee und Gebäck eingebracht.

Zurückblickend kann ich sagen, daß es die letzten Zuckungen eines kulturell hochstehenden Volkssplitters deutscher Nation waren, der sich vor seinem Untergang gegen ein ehernes Schicksal aufbäumte. Aber was dem Untergang geweiht ist, ist nicht zu retten. Besonders in Erinnerung ist mir die Feier aus Anlaß des 13jährigen Bestehens unserer Schule. Die geistliche Abendfeier am Vorabend hielt wie üblich Roderich Greinert. Am eigentlichen Jahrestage führte der Lehrerverein ein melodramatisches Chorwerk, „Winterinnenwende“, auf. Karin von Stackelberg sprach die Rezitative; die Solopartien sang Tamara Carstens, die Begleitung lag in den bewährten Händen von Fräulein Marie von Aderkas.

Am 9. April 1932 fand unsere große Goethefeier statt (der Tod des Weimarer Dichters vor 100 Jahren). Zu unser aller Freude trat unsere deutsche Gesellschaft geschlossen an.

Die Festfolge: Sehr gediegene einleitende Worte sprach Arved Baron von Stackelberg, die das Verständnis für die Geisteswelt Goethes ebneten und den Dichtersfürsten und seine klassisch-humanistischen Ideale in das rechte Licht rückten. Es folgte die „Zueignung“ (Faust), gesprochen von Fräulein Marie von Aderkas. Den Festvortrag hielt ich über „Fausts Werdegang“. Ich charakterisierte den Titanen in allen seinen Entwicklungsphasen.

Die Liedertafel und ein gemischter Chor sangen passende Chorlieder. Dann folgte abschließend aus „Tarquato Tasso“ der Dialog der beiden Leonoren (Fräulein von Aderkas und Baronin Grete von Buxhoeveden).

Unvergessen bleibt auch die Inszenierung eines Aufzuges der Oper „Fidelio“ von Beethoven, einzige Oper des Komponisten. Die wichtigsten Rollen wurden wie folgt besetzt: Don Pizarro, Direktor Greinert (Bariton), Florestan, Dr. Jules Favre (Tenor), Leonore, seine Gemahlin unter dem Namen Fidelio, Ira Golouschewa (Sopran) und Rocco, Adolf Greinert (Bass), am Klavier Frau Dr. Favre.

Ein Jahr versank, um einem anderen Platz zu machen. Ring reihte sich an Ring. Das Jahr 1933 begann mit einem historischen Paukenschlag, der erwartet und doch unerwartet eine gewitterschwangere Welt erschütterte. Adolf Hitler wurde Reichskanzler. Mir aber dünkte es damals, als ob nach schmachvollen Jahren über Deutschland das Licht einer neuen Morgenröte aufgehen würde. „Gemeinnutz geht vor Eigennutz.“ Alles fürs Volk, nichts für dich persönlich, der du ein Tröpfchen im großen Meer dieses Volkes bist! – Es war schwer in einer solchen Zeit zu den kleinen Aufgaben des Tages zurückzukehren. Über dem Alltag, auch der Auslandsdeutschen, schwebte nun eine triumphale Melodie. Äußerlich schien alles so weiterzugehen wie es immer gegangen war. Aber in allem unserem Tun lag ein geheimer Schwung. Diese Hoffnungen haben sich nicht erfüllt. Doch nun zu den laufenden Ereignissen.

Ich beginne mit der zehnten Jahresfeier des Lehrervereins im Wonnemonat Mai. Unser Festredner war kein geringerer als Dr. phil. Roderich von Engelhardt. Er sprach tiefgründig und formvollendet über das Thema „Der baltische Bildungsgedanke in der Gegenwart“, dessen glänzender Vertreter er selbst war. Das gebildete baltische Haus mit seiner kunstliebenden Atmosphäre, seinem feinen Verständnis für Musik, Malerei und Literatur, stand im Mittelpunkt seiner geist- und liebevollen Darlegung. Eine zahlenmäßig geringe geistige Oberschicht wahrte ihre heiligsten Güter inmitten eines jungen aufstrebenden Volkes. Vorher hatte ich einen Überblick über die 10-jährige kulturelle Tätigkeit unseres Lehrervereins gegeben. Es war gut, daß Engelhardts Vortrag auf meinen Bericht folgte. Sonst hätte sich der Unterschied zwischen dem, was er und ich sagte, noch schärfer abgegrenzt. Ein geselliges Beisammensein in der Pension Blatt beschloß diesen unvergeßlichen Tag. Direktor Greinert trat persönlich kaum hervor, aber die Organisation der sehr gelungenen Veranstaltung lag ganz in seinen Händen. Unvergeßlich bleiben mir seine nicht zu übertreffenden Dankesworte an Dr. Engelhardt. Die Liedertafel, rege wie immer, gab im Park ein Frühlingskonzert, das gut besucht war und reichen Beifall fand. Sie hatte Besuch aus Riga. Direktor Hugo Wittrock aus Riga, Ehrenmitglied der Arensburger Liedertafel und aktives Mitglied des Rigaer Liederkränzes, stiftete 18 junge Lindenbäume für die Fersmannsche Allee, die in einer Feierstunde, an der der Rigaer Liederkranz mit Gesängen teilnahm, dem Stadthaupt übergeben wurden. Stadthaupt Allik bedankte sich und zitierte in seiner Ansprache das Schillerwort: „Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze“.

Der Frauenverein hatte für den Sommer die Strandhalle gepachtet. Arensburger Künstler, Paul Eberhard und Willy Neuendorf, stellten dort ihre Zeichnungen und Gemälde aus.

Im Herbstsemester gab es wieder eine Reihe von Vorträgen: Oberlehrer Küllmann sprach über „Kunst der Gegenwart“, Propst Maehle über „Bedeutung der Liturgie“, ich über „Religiöse Probleme im Lichte der vergleichenden Religionsgeschichte“, u.a.m. Das Schulleben gestaltete sich in diesem Jahr normal. Jahrestag der Schulgründung und des Freistaates Eesti verliefen wie üblich. Das Abitur bestanden: Jenny Jakobson, Larissa Schönberg, Erwin Berendson, Heinz Hoffmann und Harry von Wardenburg.

Eine Gedenkfeier aus Anlaß des 450. Geburtstages Dr. Martin Luthers gestaltete schlicht, würdig und doch wichtig Direktor Greinert. Er zeichnete in erster Linie den deutschen Mann und Kämpfer.

Direktor Greinert ging immer mehr in dem Ausbau der Jugendherberge in Peudehof auf, die er 1931 mit der „Tannenbergfahrt“ eingeleitet hatte. Hunderte von Touristen, hauptsächlich Ostpreußen, haben damals Peudehof und das Walter-Flex-Grab besucht. Ich lernte bei dieser Gelegenheit Menschen kennen, mit denen ich mich, nachdem ich mit ihnen kaum zehn Worte gewechselt hatte, tief verbunden fühlte. Roderich Greinert legte bei dieser von ihm organisierten Begegnung ein Treuebekenntnis zu unserem Volkstum ab, wie man es nicht schöner tun kann. Er sprach kurz, aber jeder Satz ein Granitblock, geeignet zugehauen und geschliffen zum Aufbau eines völkischen Tempels. Es war seine beste Ansprache, durch deren Wucht und Kraft die Gäste aufs tiefste beeindruckt wurden. Indem er sprach, wuchs er über sich selbst hinaus.

Das Jahr 1935 ging zu Ende, ein neues kam. So reihte sich Glied an Glied. Noch einmal war es Roderich Greinert beschieden, eine wirkungsvolle Rolle zu spielen und zu zeigen,

was in ihm steckte. Ich sehe ab von allen sportlichen Veranstaltungen, den Regatten zu Wasser und auf dem Eise, und wende mich der Gestaltung der 75-Jahr-Feier der Arensburger Liedertafel zu, einem wirklich bedeutenden Ereignis. Einst gegründet vom Gymnasiallehrer Favre, der sich in der Geschichte meiner Vaterstadt ein „monumentum aere perennius“ erworben hat: Gründer der freiwilligen Feuerwehr und der Liedertafel. Nun hatte sein auch schon pensionierter Sohn die Aufgabe, die Gründung seines Vaters durch eine würdige Feier zu ehren. Und dabei ist ihm Roderich Greinert, dank seiner organisatorischen Begabung, eine unersetzliche Hilfe gewesen. Im Hintergrund stehend – er sang nicht mit – hat er den ungetrübten Verlauf dieser Festtage geleitet. Das hat auch Dr. Favre öffentlich anerkannt und ihm seinen tiefempfundenen Dank ausgesprochen. Über die Gestaltung und den Verlauf der Feier ist eine gebildete Broschüre erschienen, die aber leider verlorengegangen ist.

In meiner Erinnerung ist von diesen Tagen folgendes haften geblieben: 6. Juli: Interne Feier im Hause des Dirigenten. 7. Juli: Ehrung des verstorbenen Gründers des Vereins auf dem Friedhof mit den Liedern „Über allen Gipfeln ist Ruh“ und „Stumm schläft der Sänger“. Abends Empfang der auswärtigen Gäste. 8. Juli: Vormittags großer Festakt in unserem Schulsaal. Geistliche Ansprache und Fahnenweihe von Pastor Adolf Greinert. Bericht des Präses. Überreichung der Geschenke. Reden und Verlesung der Glückwünsche. Nachmittags Konzert im Saal des Estnischen Gymnasiums – 32 Sänger, darunter acht Mann Verstärkung vom „Rigaer Liederkrans“, Dirigent Willem Beeker. Wir sollen uns in unseren Leistungen selbst übertroffen haben. Das Konzert war gut besucht. Am Abend gab es im Kurhause ein großes Festessen, es sang das sogenannte junge Quartett. Es war ein Hochgenuß, diesen jungen, frischen und aufeinander abgestimmten Stimmen zu lauschen. Ich habe an diesem Festtage mit einem Schwung mitgemacht, den ich mir gar nicht mehr zugetraut hätte. Viel zu schnell waren diese herrlichen Tage vorübergegangen. Auch der Kollege Küllmann äußerte, daß diese Feier eines der schönsten Erlebnisse, wenn nicht das eindrucksvollste, seines Aufenthaltes in Arensburg gewesen sei und er diese Tage nie vergessen würde.

Nun verlasse ich die Berichterstattung über diesen Sektor unseres Lebens und wende mich einem ganz anderen Gebiet zu. Das Schulleben und die intensiven Bestrebungen auf kulturellem Gebiet hinderten uns nicht, gleichzeitig auch sehr aktive Segelsportler zu Wasser und auf dem Eis zu sein. Die insulare Lage und der Kurort Arensburg mit seiner malerischen Bucht und seinem Hafen waren dazu prädestiniert.

Arensburger Yachtclub! Ich vergesse die Gegenwart und versinke vollständig in jugendlich enthusiastische Erinnerungen.

Es ist ein warmer Julitag, ein Sonntag im Jahre 1898. Das kleine Yachtclubgebäude und die es umgebende Plattform sind bis in den letzten Winkel voll mit Gästen besetzt. Landmarschall und Bürgermeister fehlen nicht. Es spricht der Sekretär, Apotheker Robert Fließ, ein hochgebildeter, sehr interessanter Mann, dessen Yacht „Delphin“ der Schmuck des Clubs ist. In lebhaften Farben schildert er die Entstehung des Clubs und schließt mit dem Wunsche, daß unter der Flagge desselben die heranwachsende Jugend unserer Heimatinsel zu gesunden und tüchtigen Seglern heranwachsen möge.

Dieser Wunsch ist in Erfüllung gegangen. In guten und bösen Tagen hat die Jugend im Arensburger Yachtclub einen Hort gefunden, der sie im Kampf mit Wind und Wellen an Leib und Seele gestählt hat. Ich habe als Mannschaftsmitglied auf verschiedenen Yachten von 1896 bis 1906 prächtige Fahrten und spannende Regatten mitgemacht und meine Söhne haben ein Menschenalter später mit Begeisterung als Junioren seiner Flagge gedient. Es erfüllt mich mit Stolz und Schmerz, sein letzter Commodore gewesen zu sein und am 29. September 1939 die letzte Flaggenstreichung kommandiert zu haben. Als am 20. Juli 1891 die Flagge des Clubs zum ersten Male auf den Befehl seines ersten Commodore, Herrn von Sengbusch, Kaunispäh, stieg, ahnte ich nicht, daß ich 48 Jahre später die Tätigkeit des Clubs für immer einstellen würde. Aber dunkel regte sich damals in meiner Begeisterung als 11jähriger Junge der Wunsch, Commodore zu werden. Im Februar 1937 hatte ich dieses Ziel erreicht.

Nach der Gründung des Yachtclubs im Jahre 1891 hatte sich bis zum Jahre 1924 sehr viel verändert. Die einst von Deutschen gegründeten Vereine, wie z.B. die Freiwillige

Feuerwehr, die Liedertafel und der Yachtclub, standen jetzt in Gefahr, in estnische Hände überzugehen. Dieses war nicht nur in Arensburg, sondern auch in anderen kleinen Städten Estlands der Fall.

Um diese Gefahr abzuwenden wurde in Reval, in der Hauptstadt des Landes, der „Verband der Deutschen Vereine“ ins Leben gerufen. Alle deutschen Vereine sollten sich diesem Verband anschließen. Unsere durch Dr. med. Jules Favre wieder ins Leben gerufene „Liedertafel“ hatte sich ihm angeschlossen, ebenso auch der Lehrerverein. Nun ging es um den Yachtclub. Er zählte ca. 70 Mitglieder, von denen 40 als Deutsche bezeichnet werden konnten. Die Protokollsprache war noch deutsch, die Umgangssprache deutsch und estnisch. Das Amt des Commodore war bisher noch von einem Deutschen besetzt worden, aber wie lange noch?

Da setzte im Jahre 1924 Roderich Greinerts – und mit ihm aller nationalgesinnten Deutschen – energischer Kampf um die Erhaltung des deutschen Charakters unseres Clubs ein. Es war im Februar 1925, als die entscheidende Generalversammlung stattfand, der einzige Tagesordnungspunkt: Anschluß an den „Verband der Vereine“. Nach heftigem Hin und Her siegten wir mit einigen Stimmen Mehrheit, dank dem Umstand, daß auch einige Esten für den Anschluß stimmten. Die Folge war, daß nicht nur fast alle estnischen Mitglieder austraten, sondern mit ihnen leider auch einige Deutsche, die in von Esten abhängigen Stellen beschäftigt waren. Sie vertraten den Standpunkt, daß der Sport international sei. So erklärte einer: „Ich kenne im Yachtclub nur Segler, keine Deutschen und keine Esten.“ Dieser Ausspruch klang nicht übel. Er taugte aber nicht für unsere Lage und noch viel weniger für eine Zeit, in der wir um die Erhaltung der fundamentalsten Werte unseres völkischen Daseins rangen. Außerdem war der Club 1891 von deutschen Männern und mit deutschen Mitteln gegründet worden.

Nun erblühte im Yachtclub aus schmalem Gewässer neuer, frischer Wellenschlag. Der Club erwarb zunächst die Yacht „Odin“, mit der allerdings keine Regatten zu gewinnen waren. Mit dem Ankauf der nächsten Yacht „Frea“, eine Mahagoniyacht aus Riga, hatten wir ein schnelles Boot zur Verfügung. Dann erwarb Roderich Greinert die „Grislan“, einen 45 qm Schärenkreuzer, der im ruhigen Wasser vorzüglich lief, aber bei Seegang viel von seiner Schnelligkeit einbüßte. Sobald sie aus unserer geschützten Bucht herauslief und sich Seegang einstellte, verlangsamte sich ihre Fahrt.

Die Trennung von den estnischen Mitgliedern hatte für das gesamte Sportsegeln unserer Heimatstadt fruchtbare Folgen. Dank Mihkel Neps – er war Kreisratsvorsitzender, also die erste Person unseres Oeselschen Kreises – entstand sehr bald der estnische „Mere-meeste Selts“ (Seemannsverein), der mit staatlicher Unterstützung schnell ein geräumiges Yachtclubgebäude und einen Bootsschuppen erbaute. Kaufmann Wäart, ein sehr guter Bootsführer, legte sich den schnellen Schärenkreuzer „Jell“ an, und Commodore Neps erstand eine ältere Segelyacht „Anitra“, die kein schlechter Segler war. Auch den alten Wildenbergschen „Fridtjof“ erwarb der estnische Yachtclub.

Neps war alles andere als chauvinistisch. Er unterhielt besonders mit Roderich Greinert, aber auch mit mir, gute Beziehungen. Mehrfach hat er mir versichert, daß er uns sehr dankbar sei. Es hätte sonst keinen estnischen Yachtclub gegeben und auch keine Konkurrenz, die zu jeder gedeihlichen Entwicklung notwendig sei, denn nur Kampf halte die Kräfte rege. Ein anständiger Kampf zeitige nie Feinde, sondern nur Gegner, mit denen man einen guten Verkehr aufrechterhalten und, wenn nötig, auch mal zusammengehen könne.

Wie großartig verliefen unsere Abropokal-Regatten. Die „Jell“, ein finnischer Schärenkreuzer, 30 qm, die dem Kaufmann Wäart gehörte, errang den heißbegehrten Pokal für ein Jahr; die „Frea“, an zweiter Stelle liegend, errang als absolut schnellstes Boot den Stadthauptpokal. Mihkel Neps, Commodore des inzwischen gegründeten estnischen Yachtclubs, erhielt mit seiner Yacht „Saga“ einen guten dritten Platz.

Wie aufregend waren die Regatten von Romasaar nach Anseküll und die Wettfahrten vor Anseküll auf einem Dreieck-Kurs von ca. zehn Seemeilen. Auf der letzten dieser interessanten Regatten war die „Grislan“ das schnellste Boot.

Und dann kam im Juli 1929 die große externe Katastrophenregatta vor Romasaar, die eigenartigerweise zum Wendepunkt in der bis dahin so erfolgreichen Wirksamkeit

Roderich Greinerts werden sollte. An dieser Regatta nahmen auch erstklassige Yachten des Rigaer und Revaler deutschen Yachtclubs teil. Noch nie hatte in Arensburg eine so groß angelegte segelsportliche Veranstaltung stattgefunden. Initiator, Planer und Organisator dieser Mammutregatta war der Vize-Commodore Roderich Greinert. Die ersten Tage verliefen programmäßig, alles war hervorragend organisiert, die Begeisterung groß, sowohl bei den Teilnehmern als auch bei den Zuschauern. Aber dann brach in der Nacht von Sonntag auf Montag ein für diese Jahreszeit ganz ungewöhnlicher Südoststurm hervor, der eine Katastrophe zur Folge hatte. Der Arensburger Hafen war gegen den Sturm aus dieser Richtung ungeschützt. Alle Versuche um die Sicherung und Rettung der wild vor ihren Ankern schaukelnden Yachten war in den meisten Fällen vergeblich. Sie strandeten und konnten erst nach Abklingen des Sturmes – einige schwer, die anderen leicht beschädigt – geborgen werden. Andere, größere Yachten, suchten ihre Rettung in dem vom Sturm aufgewühlten Meer und erreichten nach stürmischer Fahrt ihre weitentlegenen Heimathäfen Reval oder Riga.

Nach der Regatta kam es zu Auseinandersetzungen, zunächst im Yachtclub selbst. Gegen den Initiator der Regatta, den Vize-Commodore Roderich Greinert, wurden Beschuldigungen erhoben. In der Folge aber fanden sich die Gegner Roderich Greinerts, wenn auch zahlenmäßig gering, aus den heterogensten Gesellschaftsschichten und sehr verschieden motiviert, in dem gemeinsamen Ziel, seine dominierende Stellung zu brechen. Daß einer so dynamischen Persönlichkeit mit betontem Führungsanspruch Gegner erwachsen, war fast zwangsläufig. Diese Querelen zogen sich lange Zeit hin, endeten aber mit einer völligen Rehabilitation Roderich Greinerts. Die deutsche Volksgruppe aber, die sich so hoffnungsvoll unter seiner Führung entwickelt hatte, erlitt Schaden. Auch er selbst war nicht mehr der jugendhafte, unbeschwerter Deutscharbeiter. Er war enttäuscht, was fernerhin in seinem Handeln und Reden zum Ausdruck kam.

Zu Beginn dieser Auseinandersetzungen im Yachtclub war Roderich Greinert – und mit ihm aus Solidarität viele die zu ihm standen – aus dem Club ausgetreten. Die Folge war, daß nach einigen Jahren keine beschlußfähige Generalversammlung mehr zusammenzubringen war. Es war ein völliger Bankrott. Im Sommer 1936, 45 Jahre seit der Gründung des Clubs, suchten mich Friedel Bergmann und Oskar Jürgens auf und schilderten mir die Lage des Clubs. Friedel Bergmanns Seglerherz schmerzte bei dem Gedanken, daß ein Erbe, das unsere Vorfahren hinterlassen hatten – sein Vater gehörte auch zu den Gründern des Clubs –, zu Grunde gehen sollte. Friedel schlug mir vor, Commodore zu werden, um das Sterbende neu zu beleben. Dazu müßte ich aber wieder in den Club eintreten, aus dem ich vor fünf Jahren ausgetreten war. Ich erklärte mich dazu bereit, wenn Roderich Greinert mitmacht und das Amt des Vize-Commodore wieder übernehmen würde. Nach kurzem Zögern erklärte Roderich Greinert seine Bereitschaft hierzu, wenn wir von einer beschlußfähigen Generalversammlung gewählt werden würden, was gleich darauf geschah.

Das Jahr 1937 begann wie immer mit den üblichen Veranstaltungen zur Feier des Schuljahrestages (18 Jahre). Nichts schien sich verändert zu haben. Aber Roderich Greinert, den ich mit Sorge beobachtete, war nicht mehr der Alte. Der Ausbau der Jugendherberge Peude bereitete ihm große Geldsorgen, da die von Deutschland erwarteten Geldmittel ausblieben. Ende März reiste Greinert daher nach Deutschland, das sich damals in den Strahlen seiner großen äußeren Erfolge und der einzigartigen Ausrichtung der Olympiade in Berlin sonnte. Oberlehrer Küllmann vertrat ihn in dieser Zeit als Direktor. Nach einem mehrwöchigen Aufenthalt kam Direktor Greinert nur mit *einem* greifbaren Erfolg aus dem Reich zurück. Er hatte von einer Auslandsbetreuungsstelle Geld zum Ankauf einer Yacht erhalten.

Noch einmal sah ich ihn fröhlich und munter. Es war am Tage vor Himmelfahrt, am 6. Mai, als er am Vormittag während des Unterrichts mit den Zöglingen der Unter- und Obersekunda Schwebeball spielte und schließlich auch unsere Primaner dazu animierte, mit denen ich gerade Philosophie trieb. Wie waren sie froh, als sie sich, statt logische Definitionen zu treiben, in frischer Frühlingsluft einem frohen Spiel hingeben durften. Roderich nahm es an diesem Tage an Gewandtheit und Reaktionsvermögen mit unseren besten Spielern auf.

Einige Tage später wollte ich mit einem kleinen Boot zur Bucht hinausrudern. Gerade wie ich ablegen wollte, kam er in den Club und schloß sich mir wortlos an. Er war schweigsam und langsam in seinen Bewegungen, ließ mich rudern und saß am Rohr, ohne es aber zu bedienen. Es war ein warmer Nachmittag, kein Luftzug kräuselte die hellblaue Wasserfläche. Ich ruderte so vorsichtig, daß kaum ein Geräusch zu vernehmen war. Roderich Greinert aber saß am Heck, griff geistesabwesend in die Flut, als ob er etwas erhaschen wollte. Aber sie rann in goldhellen Tropfen im Sonnenschein von seiner Rechten und plötzlich sank er zusammen und vor mir saß ein vom Leben zerbrochener Mann, auf dessen Gesichtszüge der Tod seinen untrüglichen Stempel gedrückt hatte, wie es mir deuchte. Unwillkürlich erschauerte ich, als ich auf seinem Antlitz die facies hypocratica erkannte, die mir mein Vater öfter beschrieben hatte: Der bläulich-weiße Zug um Mund und Nase und das undefinierbare Todessiegel auf der wächsernen Stirn. Zutiefst erschüttert lenkte ich das Boot zum Club. Als wir anlegten, schien er aus einem Traum zu erwachen und sagte lächelnd: „Ich war wohl eingeschlafen, die Luft wirkt so betäubend“. Eine Woche später war er zu meinem Sohn Sigurd nach Pagila zur Birkhahnbalz gefahren. Dort hatte er eine gute Stunde auf dem feuchtkalten Erdboden gelegen, aus dem noch Winterkälte strömte, bis er zum Schuß kam und einen Hahn erlegte. Schon auf der Rückfahrt hatte er heftige Schmerzen im Rücken bekommen. Am 2. Pfingsttage berief er unerwartet eine Elternversammlung ein. Nach der Sitzung begleitete ich ihn nach Hause. Wir gingen zu Fuß, weil er das Fahren im Auto infolge heftiger Schmerzen im Rücken nicht mehr vertragen konnte. Er litt sehr. Unterwegs lehnte er sich immer wieder an die Zäune, weil er nicht weiter konnte. Auf mich gestützt erreichten wir schließlich seine Wohnung. Der Doktor wurde geholt und verabfolgte ihm eine schmerzstillende Spritze.

Am 19. Mai kam er noch einmal in die Schule, verstört, schmerzgequält, nicht mehr ganz Herr seiner Gedanken. Wieder begleitete ich ihn nach Hause.

Einmal sollte ich ihn noch sehen und ihn sprechen können. Es war am 23. oder 24. Mai, als er mich bitten ließ, in seiner Wohnung eine Vorstandssitzung des Yachtclubs abzuhalten. Unter furchtbaren Schmerzen im Rücken teilte er uns mit, daß das Geld für den Ankauf einer Clubyacht an die Scheelsche Bank in Reval überwiesen sei und, daß er Friedel Bergmann bevollmächtigte, einen von ihm als Sachkennner für gut befundenen Hai in Reval zu erstehen. Sein Vorschlag wurde einstimmig angenommen und dann mußte der Doktor kommen.

Einige Tage später wurde er von seinem treuen Freunde, Pastor Kurt Schultz, nach Reval gebracht. Die dortigen Ärzte, es waren unsere besten baltischen Mediziner, konnten weder die Ursache seines Leidens feststellen, noch ihm helfen. Ungewöhnlich wie sein Leben verlaufen war, waren auch seine qualvollen Leiden, die er mit Mannesmut trug. Von Tag zu Tag verschlechterte sich sein Zustand, bis er am 12. Juni 1937 in Gegenwart seiner ihn aufopfernd betreuenden Gattin für immer die Augen schloß, nachdem ihn noch seine Brüder Adolf und Edgar besucht hatten. Ein großer Sohn unserer Inselheimat in der Nachkriegszeit war heimgegangen.

Wir – Gerhard Bergmann, Kurt Stange, Robert Grünhut und ich – hatten in den außergewöhnlich warmen Abendstunden dieses Tages am Strande gesessen und nationale und rassische Probleme gewälzt. Wir waren aber nicht so richtig dabei, da wir Adolf aus Reval mit dem Abendbus erwarteten. Als wir aufbrachen, um den Bus zu empfangen, kam uns mein Sohn Mani entgegen und sagte: „Unser Direktor ist tot. Adolf hat die Nachricht eben gebracht, er fuhr gleich nach Anseküll weiter, um alles für die Beerdigung vorzubereiten, die am Dienstag auf dem dortigen Friedhof stattfinden soll.“

Lange konnte ich an diesem Abend nicht einschlafen. Unsere äußeren Beziehungen waren in den letzten Jahren kühler gewesen, aber die Freundschaft im Herzen war geblieben.

Was seine Tätigkeit für unser kulturelles und sportliches Leben bedeutet hatte, habe ich schon dargetan und seine Verdienste gewürdigt. Sein Nachfolger mußte nur noch das Erreichte erhalten. Nun tauchte die Frage auf, wer das sein sollte. Küllmann war, als die Nachricht über Roderich Greinerts Zustand ernster und ernster wurde, nach

Reval gereist, um dort mit unserem Kulturpräsidenten und dem Schulrat, die in seiner Person den ihnen genehmen zukünftigen Direktor sahen, Besprechungen zu führen. Für die Ernennung eines Direktors war aber nicht das Schulamt in Reval, sondern das Schulkuratorium zuständig. Ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß, wenn ich kandidieren würde, die Wahl auf mich fallen würde. Aber war ich überhaupt gewillt, die Bürde, die ich 1923 niedergelegt hatte, nochmals auf mich zu nehmen? Mir graute vor der Aufgabe, meines begabteren Vorgängers Erbe anzutreten. Küllmann würde vielleicht der bessere Schulleiter sein. In mancher Beziehung war er der geeigneteren von uns beiden. Aber, in einem war ich ihm überlegen, in der selbstlosen Liebe zu unserer Schuljugend und zu unserer Inselheimat. Er war kein Insulaner. Da, wo mir das Herz in der Brust flammte, sprach bei ihm sein kühler Verstand. Er war Mathematiker, allerdings auch Kunstkennner und Ästhet. Vielleicht war er der bessere . . .

Wie ich angenommen hatte, berief das Schulkuratorium mich einstimmig zum Nachfolger von Direktor Greinert. Nun stand ich wieder einmal vor einem neuen Anfang. Den Zenit meines Lebens hatte ich überschritten, der Herbst meines Daseins war gekommen. Aber was ich an Jugend und Gesundheit eingeübt hatte, hatte ich an innerer Reife und Verantwortungsbewußtsein gewonnen. In Estland wurde man mit 60 Jahren pensioniert. Ich mußte also noch drei Jahre auf der Höhe sein, um meine Pflicht vor Gott und meiner Inselheimat zu erfüllen.

Die erste Aufgabe, die ich mir stellen mußte, war, den toten Freund würdig zu bestatten. Am späten Abend des Montag, 15. Juni, traf sein Sterbliches aus Reval ein. Am nächsten Tage wurde in ganz engem Kreise seine Einsargung im Schulsaal, der so oft Schauplatz seiner Tätigkeit und Zeuge seiner beeindruckenden Rednergabe gewesen war, vorgenommen. Ich hatte mich absichtlich auf meine Abschiedsworte nicht vorbereitet und sagte, was mein Herz und der Geist mir im Augenblick eingaben. Wie ich Roderich Greinerts Persönlichkeit und seine Tätigkeit damals gewürdigt habe, weiß ich nicht mehr. Später hörte ich vom Direktor des estnischen Gymnasiums, Pukk, der unaufgefordert der feierlichen Handlung beigewohnt hatte, daß ich herzlich und dabei schlicht gesprochen und daß meine Worte ihn stark beeindruckt hätten.

Am Tage darauf fand die Bestattung auf dem Anseküllschen Friedhof statt. In Anseküll hatte sein Vater über drei Jahrzehnte als Pastor gewirkt. Hier hatte auch der Verstorbene aushelfend das Amt eines Geistlichen ausgeübt. Hier setzte sein Bruder Adolf das Werk des Vaters fort. Im Namen der Schule legte Küllmann, als sein Stellvertreter, einen Kranz am Grabhügel nieder.

Dann ging es schon am nächsten Tage an die Arbeit, obgleich die Ferien bereits begonnen hatten. Ich mußte mich wieder aufs neue in die Verwaltungsarbeit einarbeiten. Immer neue laufende Dinge kamen auf mich zu. Küllmann verließ uns, er ging nach Pernau. Das Lehrerkollegium veranstaltete eine Abschiedsfeier, auf der ich in knapper Rede, aber wahrheitsgetreu, ohne jeden Überschwang sein Wirken an unserer Schule und seine lautere Persönlichkeit würdigte. Ich ließ ihn mit Bedauern gehen.

Zu meiner großen Freude trat an seine Stelle ein Mann, dem ich meine volle Hochachtung schenken konnte, August Assmus, ein national eingestellter Mann idealster Prägung.

In Arensburg saß ich sehr bald wieder fest im Sattel. Aber in Reval? Als ich aus Anlaß einer Direktorenkonferenz im September nach Reval reisen mußte, besuchte ich natürlich auch das Schulamt. Schulrat Jakob Hansen behandelte mich mehr als kühl. Die ersten Worte, die er an mich richtete, enthielten die Frage, wie es gekommen sei, daß man Küllmann, diesen Ehrenmann, nicht zum Direktor gewählt habe. Ich konnte auf diese Frage nur antworten, daß unser Schulkuratorium mich offenbar auch für einen Ehrenmann halte und zum Zeichen seines Vertrauens mich in Anwesenheit aller seiner Glieder einstimmig gewählt habe. Es folgte dann eine lange stumme Pause, die recht viel Nervenkraft beanspruchte, die ich aber gut bestand. Schließlich fragte er mich, ob ich irgendwelche Wünsche hätte. Er war oder stellte sich erstaunt, als ich ihm erwiderte „keine“. Darauf stand ich auf, ohne ihm die Hand zum Abschied zu reichen. Er sagte mir, daß Kulturpräsident, Baron Wilhelm von Wrangel, mich kennenlernen möchte. Als ich bei diesem nach zweimaligem Pochen an der Tür, auf ein ungnädiges Herein ein-

trat, sah er flüchtig auf. Ich nannte meinen Namen. Er forderte mich nicht auf, näher zu treten und Platz zu nehmen, sondern sagte leise und monoton: „Ich freue mich, einen neuen Mitarbeiter kennenzulernen“, ohne dabei aufzusehen. „Leider habe ich augenblicklich keine Zeit, mich mit Ihnen zu unterhalten. Ich bin mit Arbeit überbürdet. Nächstens einmal.“ Ich machte eine stumme Verbeugung und ging.

Es war gut, daß ich am Morgen dieses für mich nicht sehr angenehmen Tages bei Oswald Hartge, Sekretär der Kulturverwaltung, vorgesprochen hatte. Er wußte natürlich, wie der Wind weht und hatte mich auf einen mehr als kühlen Empfang vorbereitet, indem er mir warnend gesagt hatte: „Sie müssen hier ein dickes Fell und Sitzfleisch haben, wenn Sie Eindruck machen und etwas erreichen wollen. Meine Unterstützung und die von Alex Taube, Sekretär des Verbandes der Vereine, ist Ihnen immer sicher.“ Auch Willi Heldt, bei dem ich abgestiegen war, sprach mir Mut zu. Er war im Kommen begriffen, sein Aufstieg zu den höchsten Ämtern stand bevor.

Zum Segeln kam ich im Sommer 1937 nur wenig. Meine Söhne waren herangewachsen und segelten mit ihren Freundinnen. „Karl-Ernst“ und „Stella“ waren beständig auf Fahrt. Den Ankauf einer neuen Clubyacht (ein Hai), zu dem Friedel Bergmann bevollmächtigt worden war, betrieb er in Reval mit vollem Erfolg. Den Taufakt auf den Namen „Angi“ vollzog Direktor Greinerts älteste Tochter Annegret, genannt Angi.

Das Jahr 1937 ging langsam seinem Ende entgegen. Wieder stand ich an leitender Stellung in der Schule, im Lehrerverein, im Yachtclub und im neugegründeten Sportverein. Meine wertvollsten Stützen waren die Kollegen Fräulein Marie von Aderkas und Kurt Stange, beide meine einstigen Schüler. Zu ihnen gesellte sich Herr Assmus. Es gab viel Arbeit, aber ich verrichtete sie gerne.

Am Jahrestag unserer Schule, dem 13. Januar 1938, hatte ich dann noch einmal die Gelegenheit, des jungverstorbenen Freundes öffentlich zu gedenken, denn bis zum 13. Juni hatte er das Schulzepter in seiner starken Rechten gehalten. Es war mir eine selbstverständliche Ehrenpflicht, auf seine großen Verdienste um unser Gymnasium und unsere Volksgruppe von 1923 bis 1937 hinzuweisen.

Im Februar führten wir „Die vier Gesellen“ von Peter Buch auf, eine Veranstaltung, die bei unserer Gesellschaft freundlichen Beifall fand. Es war mein letzter Auftritt auf der Bühne.

Im Jahre 1937 hatte man unser Gymnasium abgebaut und daraus ein Progymnasium gemacht, aber die damalige Prima und die folgende Obersekunda konnten noch als Schüler mit „Rechten“ das Abitur an ihm ablegen. Die lästige staatliche Kontrolle mit einem ministeriellen Vorsitzenden fiel jetzt fort. Die Schlußprüfungen verloren ihren inquisitorischen Charakter. Wir beurteilten unsere Schüler nun nach ihren Jahresleistungen, ihrer intellektuellen Veranlagung und ihrer sittlichen Haltung bei der Erteilung der Matura. Infolge unserer kleinen Klassen war das gut möglich, denn der Kontakt zwischen Lehrern und Schülern trug fast familiären Charakter.

Im Jahre 1938 hat sich in Arensburg nichts nennenswertes ereignet. Ein einmaliges Ereignis und Erlebnis für mich — noch heute in meiner Erinnerung mit einem romantischen Schimmer überzogen — war die Feier des 50jährigen Bestehens des estländischen Seeyachtclubs in Reval. Es war unvergeßlich schön. Ich schließe die Augen und sehe eine Menge weiß besegelter, leicht beschwingter Haie (Yachttyp) über die Wellen der unbeschreiblich schönen Revaler Bucht gleiten. Ich folgte dem Verlauf der Regatta vom Begleitedampfer aus. Friedel Bergmann und Oskar Jürgens waren mit der „Angi“ in Reval eingetroffen und beteiligten sich an der Regatta. Rolf Baron Freytag-Loringhoven sorgte dafür, daß ich als Commodore meinen gesellschaftlichen Verpflichtungen nachkam und alle nötigen Visiten abstattete. Vor 25 Jahren hatte ich als Dreiunddreißigjähriger an der 25Jahrfeier des Clubs teilgenommen, nicht als offizieller Vertreter unseres Clubs, sondern nur als segelbegeisterter Schlachtenbummler — jetzt aber als Commodore und offizieller Vertreter des Arensburger Yachtclubs.

Den offiziellen Empfang eröffnete Commodore Baron Schilling mit herzlichen Begrüßungsworten. Ich war sehr aufgeregt, denn vor einer so zahlreichen und so illustren Gesellschaft hatte ich noch nie gesprochen. Es redete der Commodore des Königlich-schwedischen Yachtclubs, des Königlich dänischen Yachtclubs, des Helsingforscher Yacht-

clubs, des Rigaerdeutschen Yachtclubs, Commodore Graf Keyserling, Admiral und Befehlshaber der lettischen Marine und viele andere. Je mehr prominente Leute gesprochen hatten, desto sicherer fühlte ich mich. Ich hatte meine Rede gut ausgearbeitet und noch besser eingepreßt. Als mir das Wort erteilt wurde, klang es, als ob ich frei unter dem faszinierenden Eindruck des Augenblicks spräche, als ob der Mund übergehe von dem, was das Herz empfand. Es war ein wenig Theater dabei, aber ich brauchte kein Zettelchen zum Hineinschauen wie die meisten meiner Vorredner. Ich schloß mit dem Goethewort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen“ und wünschte ein „gut Wind“ für die nächsten 25 Jahre.

Unsere Yacht „Angi“ hatte zu meiner Enttäuschung bei der Regatta in Reval keinen Erfolg. Aber eine große Genugtuung wurde unserem Club und mir zuteil, als die „Angi“ auf der großen Hochseeregatta Reval – Hapsal – Arensburg mit einem Vorsprung von eineinhalb Stunden vor dem nächsten Hai ihr Ziel erreichte. Hier kam Friedel Bergmann seine große Erfahrung im Tourensegeln sehr zustatten. Eine große Kristallkaraffe mit reichen Silberverzierungen hatte er für unseren Club ersegelt. So schloß die Jubiläumsfeier für uns mit einem schönen Erfolg.

Als zweites Ereignis in diesem Jahr ist mir das große deutsche Herbstsportfest in Reval noch deutlich in Erinnerung. Das Fest begann mit einem Aufmarsch aller Teilnehmer. An der Spitze unserer Gesamtmannschaft marschierte ich, dann kam Herr Stange mit der männlichen Jugend, dann Fräulein von Aderkas mit den Mädchen. Wir errangen mehrere gute Plätze.

Während dieses Aufenthalts in Reval wurde ich u.a. auch von unserem Kulturpräsidenten, Baron Wilhelm Wrangel, aufs liebenswürdigste empfangen. Tempora mutantur! Woher dieser Wandel? Schulrat Hansen war ausgeschieden, an seine Stelle trat Willi Heldt, wohl der beste Schulrat seit 1925.

Hier muß ich einen Traum einschalten, der sehr bald harte Wirklichkeit wurde. Mir träumte, ich komme zur Jahrestagsfeier in die Schule. Der Saal kann die Menge der dort versammelten Menschen kaum fassen. Mitten im Saal befindet sich ein kleines schwarzes Zelt. Wie ich es betreten will, kommt unser hochverehrter langjähriger Präses unseres Schulkuratoriums, Herr Josef von Hahn, auf mich zu, faßt mich am Arm, führt einen Finger bedeutsam an die Lippen und sagt ganz leise: „Im Zelt steckt die größte Überraschung unserer Geschichte. Nur noch etwas Geduld.“ Da öffnet sich das Zelt und heraus tritt Roderich Greinert und ruft den im Saal Versammelten mit beschwörender Stimme zu: „Nehmt Abschied, solange es noch Zeit ist, seht ihr nicht die rote Welle, die unauffaltsam von Osten heranrollt!“ Ich stehe an der Schultür und lasse alle hinaus. Schließlich sind nur noch Roderich und ich im Hause. Ich fordere ihn auf, sich der abziehenden Menge anzuschließen, da sagt er schmerzvoll: „Ich bin für immer an unsere Heimat gebunden, die Inselerde gibt mich nicht frei. Bleiben ist mein Los, Deines, die Unseren ins Vaterland zu führen.“

So träumte mir und so sollte es auch geschehen. — Ende März 1939 fand das große Hallensportfest in Reval statt. In meinem Gedächtnis sind nur wenige Erinnerungen erhalten. Interessant waren die Hin- und Rückfahrt über den großen Sund mit dem Eisbrecher, an dessen stumpfem Bug sich beim Heben und Senken die Schollen brachen. Ich genoß wieder die großzügige Gastfreundschaft des Heldtschen Hauses. Willi Heldt stand damals auf der Höhe seiner Laufbahn: Vizepräses des Deutschen Kulturkuratoriums, Direktor der ältesten deutschen Schule des Landes — der berühmten Domschule. Welch ein Aufstieg!

Das Sportfest verlief, wie auch erwartet, für uns mit beachtlichem Erfolg. Unsere kleine Teilnehmergruppe errang im rhythmischen Turnen der Mädchen, dank den Bemühungen des Fräulein von Aderkas, den zweiten Platz. Unsere Jungen beugten sich auch nur den Vertretern der Hauptstadt, Dorpat und Pernau wurden von uns überflügelt. Auch sonst schnitten wir gut ab. Erwin Berendson und Erwin Jakobson, unsere einstigen Abiturienten, waren in den Läufen nicht zu schlagen und distanzierten ihre Gegner spielend. Wir konnten mit unseren Erfolgen zufrieden sein und freuten uns schon auf das Herbstsportfest, auf das wir uns konzentriert vorbereiten wollten — es sollte aber nicht mehr stattfinden.

Einen Monat später veranstalteten die Revaler Männergesangvereine eine Maifeier, an der auch die Arensbürger Liedertafel teilnahm. In einem für drei Tage gemieteten Autobus reisten die Sängere in die Hauptstadt des Landes. Es war eine fröhliche Sängerefahrt durch die erwachende Natur. Unsere Inselwelt — Oesel und Moon — und auch das Festland lagen im ersten Frühlingsschmuck. Am 30. April fand das Konzert der Männergesangvereine im „Schwarzhaup“ statt. Die Arensbürger Liedertafel behauptete sich erfolgreich neben den großen Revaler Vereinen. Unser Chor wurde verstärkt durch ehemalige Mitsänger: Oberlehrer Küllmann war aus Pernau gekommen, Bruno Rahr — unser Dirigent — aus Narva, Dieter Hoffmann aus Dorpat. Auch mein Vetter Erich Link, der aus Arensburg nach Reval übergesiedelt war, bildete eine sehr wertvolle Ergänzung unseres Bestandes, der wohl 30 Mann stark war. — Beim anschließenden Tanz ging es sehr heiter zu. Auch ich tanzte, trotz meiner 59 Jahre, wacker mit.

Im Juni lud der Kollege Assmus auf meinen Wunsch Herrn Oskar Lutz, den Führer der „Bewegung“ in Estland, nach Arensburg ein. Einen ganzen Abend lang haben wir zu dritt die Probleme, die uns auf der Seele lagen, gewälzt. Lutz hat mich nicht beeindruckt. Er war alles andere, nur keine Führernatur, da wäre August Assmus geeigneter gewesen.

Ganz anderer Art war der Aufenthalt des Herrn Alex Taube in Arensburg, der Sekretär des Verbandes der Deutschen Vereine in Estland war. Er war in die Kurstadt Arensburg gekommen, um sich von seinem Rheuma heilen zu lassen. Alex Taube war eine der Schlüsselfiguren in Reval. Aus begreiflichen Gründen wollte ich gute Beziehungen mit ihm aufrecht erhalten. Unter anderem lud ich ihn zu einem bescheidenen Abendbrot in den Yachtclub ein. Da ich, was den Schnapskonsum anbelangt, mit Taube keineswegs schritthalten konnte, hatte ich noch zwei trinkfeste Herren mit eingeladen, die sich aber in der Zeit geirrt hatten und erst eine Stunde später eintrafen. Bis dahin war aber mein Bedarf an „Feuerwasser“ so reichlich gedeckt, daß ich mich, nachdem die zwei verspätet gekommenen Herren Platz genommen hatten, eine Magenverstimmung vorschiebend, empfahl. Was sich dann im Yachtclub weiter abgespielt hat, habe ich nie erfahren. Am nächsten Morgen machte ich wie üblich meinen Spaziergang um das Schloß und stieß auf einen Herrn, der, vorsichtig abwägend, in der Lindenallee von Baum zu Baum taumelte und über den Zick-Zack-Kurs des Weges schimpfte. Er erkannte mich, nahm meinen Arm und ließ sich willig von mir nach Hause führen.

In den Sommerferien verbrachte ich einige erholsame Wochen in Torkenhof bei meinen ehemaligen Schülern, dem Ehepaar Dr. Edgar und Helmi Greinert. Unvergeßliche Tage in einem gastfreien baltischen Hause. — Ich liege auf dem Rücken im warmen Sande einer niedrigen Düne und schaue auf zum blaßblauen Himmel. Nur ein kleiner Kreis des Himmelsdome bietet sich meinen Augen, aber ich versuche, meinen Blick bis in die tiefsten Tiefen dieses Blauen zu senden. Dann schließe ich die Augen. Mein Blick ruht, aber das Ohr öffnet sich. Ich lausche dem ganz sanften Wehen des Windes in den Kiefern und Tannen, die mich schützend umgeben. Ein Meeresshauch berührt mich und schmeichelt sich in alle Sinne. Kommt er von der Ostsee oder dem Rigaschen Meerbusen? Es duftet so eigenartig nach Ozon, nach Jod, nach Tang. Ich kenne diese Gerüche von klein auf, sie erscheinen mir köstlich, wie eine Liebesgabe und erfüllen mich mit stillem Wohlbehagen. Aber auch dem Laut einer Vogelstimme lausche ich. Er ist eintönig und vielleicht wenig wohlklingend. Mir aber scheint er schön zu sein und hierher zu gehören. Auch der Schrei der fluggewandten Silbermöve, den ich vernehme, gehört hierher. Er verleiht dem hier herrschenden Naturzauber nur noch mehr Tiefe. Mein Lauschen verwandelt sich allmählich in ein geheimnisvolles Träumen. Da erscheint der Sohn meines Gastgeber und ruft mich zum Mittagessen. Am Tisch bilden wir ein fröhliches Quintett. Der Doktor, mit dem ich mich schon jahrelang auf Du und Du stand, erzählte gewöhnlich einiges Spaßige aus seiner Praxis oder aus seinen Jagderlebnissen. Die Hausfrau verführt immer wieder zu neuem Zulangen der kulinarischen Genüsse.

In das Idyll in Torkenhof brachte ein Liedertafelkonzert eine Unterbrechung. Wir sangen wie üblich im Schulsaal. Das Konzert war zu unserer Freude gut besucht. Dirigent war wiederum Studienrat Bruno Rahr, wohl der musikalischste Absolvent unserer

Schule, der in Reval das staatliche Konservatorium beendet hatte. Ein fein empfindender und ansprechender Chorleiter. — Nach meinem Aufenthalt in Torkenhof begann wieder der Alltag.

Am 2. August saß ich ab 9 Uhr in meinem Kabinett in der Schule und begann mit der Registrierung und Bearbeitung der in meiner Abwesenheit eingelaufenen Schreiben. Während ich angestrengt arbeitete, kam der Kollege Constantin Gerchen. Er machte den Eindruck eines aufs tiefste aufgeregten Menschen und erzählte mir mit erregter Stimme: „Eben ist der junge Graf Thiesenhausen, ein Mitglied des CVJM, bei mir gewesen und hat mir mitgeteilt, daß er von einem Vetter in Berlin, einem hohen Funktionär der NSdAP, den er besucht hatte, erfahren habe, daß wir Balten demnächst nach Deutschland umgesiedelt werden würden.“ Was ich da vernahm, erschien mir so ungeheuerlich, daß es mir die Sprache verschlug.

Eine Umsiedlung, ein Aufgeben unserer Heimat, in der unsere Vorfahren über 700 Jahre ansässig waren, erschien mir damals völlig ungläubhaft. Ich bat Herrn Gerchen, diesem phantastischen Gerücht keinen Glauben zu schenken und es tief in seinem Busen zu bewahren. Wenn es laut würde, gebe es eine Panik in unserer Gesellschaft, deren Ausmaß man sich gar nicht vorstellen könnte.

Seitdem glimmte aber in meinem Unterbewußtsein Unruhe und Sorge. Die tägliche Arbeit brachte Abwechslung und ließ keine abgründigen Gedanken aufkommen. Unter anderem beschäftigte ich mich mit der Frage der Besetzung meines Amtes, des im nächsten Jahr freiwerdenden Direktorpostens an unserer Schule. Am 1. September 1940 — im August wäre ich 60 geworden — begann für mich nach estnischem Beamtenrecht der Ruhestand. Die Ausübung des Direktorenamtes war bei uns mit sehr vielen Ehrenämtern verbunden, das mußte bei der Neubesetzung im Auge behalten werden.

Als mein Nachfolger kam in erster Linie mein einstiger Schüler Bruno Rahr in Frage, der an der deutschen Schule in Narva tätig war. Er war Mathematiker, sehr gebildet und hatte auch eine Menge für humanistische Fächer übrig. Ich machte ihm, da er mit seiner Familie die Ferien in Arensburg verbrachte, den Vorschlag, mein Amt ab 1. September 1940 zu übernehmen. Er lehnte aber aus rein persönlichen Gründen ab.

Eine ganz große Freude durfte ich noch als Segelsportler erleben. Ende Juli fanden in Pernau groß aufgezogene offene Regatten statt. Zu diesen Regatten hatten wir auch unsere „Angi“ — Bootsführer Friedel Bergmann — gemeldet. Die „Angi“ belegte in ihrer Klasse einen zweiten und einen ersten bzw. dritten heiß umstrittenen Platz. Dieser dritte Platz war so zustande gekommen: Drei Yachten passierten Bord an Bord die Ziellinie. In welcher Reihenfolge die Masten der einzelnen Yachten die Ziellinie passierten hatten, konnte nicht mit Sicherheit festgestellt werden, da es noch keine Zielfotografie gab. Es waren eigentlich drei erste Preise ersegelt worden. Die Jury sprach den ersten Preis der Yacht des Rigaer Clubs, als dem größten Club, den zweiten einer Revaler Yacht und uns als dem kleinsten Club, den dritten zu. Ein salomonisches Urteil war das nicht.

In jedem Sommer, so auch diesmal, lud mich mein ehemaliger Schulfreund Johannes Aawik, Magister der Philosophie und nun Generalinspektor aller estnischen und deutschen Mittel- und Oberschulen, zu einem solennen Abendbrot ein. Bei dieser Gelegenheit sprachen wir uns über soziale, kulturelle, politische und auch völkische Fragen aus. Wir standen in verschiedenen Lagern, er Este, ich Deutscher, aber unsere jahrzehntelange Freundschaft litt darunter nicht. Wir sprachen auch über die augenblickliche Weltlage und kamen nach langen Debatten zu dem einheitlichen Schluß, daß nach den furchtbaren Erfahrungen, die der Weltkrieg 1914/18 uns beschieden hatte, ein neues Blutvergießen ein Ding der Unmöglichkeit sei. Einen Funken der Vernunft sprachen wir nach reichlichem Überlegen der Menschheit und den politischen Führern der Großmächte zu. Es schlug von der St. Laurentiuskirche Mitternacht, als wir uns mit kräftigem Handschlag trennten. Beide voll Friedensgedanken.

Mein Weg führte mich durch den Park, durch die Kastanien- und Lindenallee. Eine schwüle Luft brütete unter den Wipfeln der Bäume, die sich miteinander verzweigten. Eine schmale Mondsichel über dem Loodeschen Walde verbreitete ein geheimnisvolles Dämmerlicht. Die Umrisse des alten Bischofsschlusses verschwammen vor den Augen. Hinter dem Yachtclubgebäude sah ich den Wald, der in fernen Jugendtagen meinen

Kameraden und mir das ideale Revier für Indianerspiele geboten hatte. Die Bucht war in Dunst gehüllt, den das Auge nicht durchdringen konnte, doch von der Insel Abro sah man das nicht müde werdende Blinkfeuer des Leuchtturms in regelmäßigen Intervallen. Es war ganz still, geisterhaft still. Aber plötzlich tönten Ruderschläge herüber, und ein fröhliches Mädchenlachen klang auf. Und dann hörte man ganz leise ein zweistimmig gesungenes estnisches Lied, das mit den Worten „Kas tunnet maad“ (Kennst du das Land) begann. Ich verharrte in stillem Lauschen bis das Lied verklang und der Ruderschlag verhallte. — Ich machte kehrt und ging, bewegt von tausend Erinnerungen, heim mit dem Gedanken: „Nein, kein Krieg, nein, keine Umsiedlung“.

Am nächsten Morgen, man schrieb den 1. September 1939, als ich unsere Schule um 7.30 Uhr betrat, kam mein Neffe, Andi von Loewis, am ganzen Leibe bebend, mir entgegen und brachte in höchster Erregung die Worte stotternd hervor: „Onkel Ebo, seit 5 Uhr marschieren wir in Polen ein“.

Von diesem Augenblick an interessierte mich eigentlich nichts anderes mehr als der Krieg. Ich wußte, es ging für Deutschland um Sein oder Nichtsein. Wie unwichtig erschienen daneben alle Schulsorgen und private Angelegenheiten. Ich tat alles, was meine Pflicht erforderte. Aber ich tat es mechanisch.

Eine Revision der Schule durch den Direktor des Schuldepartements, Herrn Altoa, ließ mich kalt. Die Revision fiel für mich nicht gerade günstig aus. Das Verhalten unserer Schüler wäre zu frei gewesen. Äußerer Drill lag eben unseren Jungen wenig. Mir war das Urteil des Herrn Altoa wirklich vollständig gleichgültig, ich sah bereits meinem Abschied, der ein Jahr später erfolgen sollte, froh entgegen.

Am 15. September reiste ich bei schönstem Wetter, das bis zum Spätherbst anhielt, zu einer Direktorenkonferenz nach Reval. Die Fahrt über den großen Sund mit dem Dampffährboot war unvergeßlich schön. Ich saß am Deck des kleinen, speziell für die Bewältigung solch kurzer Strecken eingerichteten Fahrzeugs, das mit Leichtigkeit, wenn nötig, drei bis vier Autos aufzunehmen imstande war und konnte mich nicht sattsehen an dem Spiel der goldig schimmernden ganz niedrigen Wellen, die das Schiff sanft umspielten. Die Eisenbahnfahrt war eintönig und langweilig. Ich hatte eine estnische Zeitung erstanden und studierte das Kriegsgeschehen. Dieses Blatt stand ganz auf polnischer Seite, obwohl damals nach 14tägigem Feldzug das Schicksal der „Respublica Polonia“ schon so gut wie besiegelt war. Jede Erfolgsmeldung der deutschen Waffen wurde von dem Kommentator möglichst ignoriert und bagatellisiert, dagegen noch so winzige Erfolge der polnischen Armee zu einem entscheidenden Sieg aufgebauscht.

Bei Heldts fand ich wie immer freundliche Aufnahme. Auch dort herrschte Freude über den für uns so günstigen Stand des Kriegsgeschehens. Aber Vetter Willibald Heldt war doch sehr ernst. Es lag über uns allen eine Ahnung von den kommenden Dingen. — Die Direktorenkonferenz hat nicht die geringste Erinnerung in mir hinterlassen. Doch meine Besprechungen mit Dr. Hartge, Bernd Ströhm und Alex Taube sind mir noch heute gegenwärtig, obgleich 26 Jahre seitdem vergangen sind. Sie verliefen sehr erfolgreich. In Reval schien kein Geldmangel zu herrschen. Alles, was ich für die Schule erbat, wurde erfüllt. Ruhig und zufrieden legte ich mich spät abends ins Bett. Als ich am anderen Morgen mit einer Taxe zum Bahnhof fuhr, glück Reval einem aufgeregten Ameisenhaufen.

Kurz nach Ausbruch des Krieges war ein polnisches Unterseeboot aus Gotenhafen nach Estland geflüchtet und in Reval interniert worden. In der Nacht vom 17. zum 18. September überwältigte die polnische Besatzung die estnische Wachmannschaft und das U-Boot entkam. Zwei Mann der Wachmannschaft wurden mitgenommen und später auf der Insel Gotland abgesetzt. Gegen 3 Uhr nahmen die schweren Batterien auf Nargen den Beschuß auf. Zu spät und daher ohne Erfolg.

Tief beunruhigt langte ich zu Hause an. Daß auf dieses unerwartete Ereignis der russische Nachbar scharf reagieren würde, war anzunehmen. Nun lag ein offensichtlicher Grund vor, zu behaupten, daß Estland de facto zu schwach sei, seinen völkerrechtlichen Verpflichtungen nachzukommen. Jedenfalls war es für Rußland ein gegebener Vorwand, etwas Rigoroses zu unternehmen. Hatte Hitler das Baltikum aufgegeben und dem Kommunismus ausgeliefert? Der von Ribbentrop im August abgeschlossene Vertrag

gab aller in dieser Beziehung entstandenen Besorgnis weitesten Spielraum. Die kleinen Grenzvölker mit ihren Miniaturstaaten, wenn sie zwischen zwei Machtkolossen lagen, befanden sich bei jeder außenpolitischen Krise in keiner beneidenswerten Lage. Wie leicht konnten sie überrollt werden. Meine Befürchtungen teilte ich jedoch niemandem mit.

Äußerlich sorglos nahm ich einige Tage darauf an einer Tauffeier im Hause des Ehepaares Filippow-Gerchen teil. Unter den Gästen gab es auch eine Bekannte von Gerchens, die nach vielen Jahren unfreiwilliger russischer Klausur in ihre baltische Heimat als arbeitsunfähig entlassen worden war. Das Verhalten dieser Frau war erschütternd. Sie wagte kaum zu sprechen und ihre Meinung zu äußern, in steter Furcht vor etwaigen Denunziationen. Tief beeindruckt befragte ich dieses von einem seelenlosen Regime zertretene Wesen, das dem Verfolgungswahn nahe zu sein schien. So sehen also die alten Leute aus, die aus dem kommunistischen Arbeitsparadies kamen. Und ich Narr hatte 1917 Lenin innerlich zugestimmt, als er sein Friedensmanifest der ganzen Welt kundtat:

1. Freiheit der religiösen Bekenntnisse, der Presse, der Versammlung.
2. Keine Geheimdiplomatie mehr.
3. Keine Eroberungskriege aus Machtgier.
4. Friedliche Eroberung der Welt durch den Marxismus.

Was bedeuten politische Programme? Was für einen Wert haben versiegelte Verträge? Sie sind weiter nichts als Papierfetzen, die jeder gewissenlose Machtmensch zerreißen und in alle Winde zerstreuen kann. Und wieder kamen mir Gedanken und Zweifel bezüglich der Gewalten, die letzten Endes die Welt regieren.

Polen lag endgültig darnieder und russische und deutsche Streitkräfte standen sich in Polen friedlich, wenn auch mißtrauisch, gegenüber. Aber an der Narowa konzentrierten sich starke kommunistische Einheiten, um ins Baltikum einzumarschieren. In den baltischen Ländern – mit ihren deutschen Hansestädten seit 700 Jahren – herrschte eine westliche Kultur, geboren und durchtränkt von germanischem Geistesleben. Hier der Westen mit seiner Kultur, dort der Osten mit seiner Ideologie.

Der seelische Zustand, in dem ich mich in diesen letzten Wochen vor der Umsiedlung befand, läßt sich gar nicht richtig beschreiben. Die Folgen der U-Bootflucht trugen sehr ersten Charakter. Rußland drängte den kleinen schwachen Nachbarn Estland (auf einen Esten kamen 200 Russen) einen Nichtangriffspakt auf, dessen heimtückische Klausel die Stationierung russischer Truppen im Lande zum Schutze des schwachen Partners vorsah.

Mir war es vom ersten Augenblick an klar, daß diese „friedliche“ Besetzung sich bei der ersten sich bietenden Gelegenheit von einer endgültigen Besetzung abgelöst werden würde. Die meisten Esten, auch gebildete und politisch versierte Esten, setzten ihr Vertrauen auf diesen Pakt, da sie von der Hinterhältigkeit und Gerissenheit der bolschewistischen Diplomatie keine wahrheitsnahe Vorstellung hatten. Die Beherrschung der Ostsee war, wie zur Zeit Peters des Großen, eines der erstrebenswerten Ziele des roten Zaren in Moskau, der das politische Testament seines gigantischen Vorgängers nicht nur übernommen, sondern noch zu erweitern bestrebt war. Nicht ohne Nutzen hatte ich in Petersburg russische Geschichte studiert und dank Prof. Forsten Einblicke in Geheimakten des Zarenreiches tun dürfen.

Meine Schularbeit und die Tätigkeit in den Vereinen nahmen mich sehr in Anspruch. Aber ich tat alles unlustig und mechanisch und nicht dem inneren Drang gehorchend, sondern routinemäßig. Ich war mit Begeisterung Lehrer gewesen, aber jetzt hatte man unserer Schule die Prima und Obersekunda genommen, gerade die Klassen, in denen ich so gerne unterrichtet hatte. Es war ja mein letztes Jahr als Pädagoge! Im nächsten September würde ich mich ganz meiner, leider erfolglosen, Schriftstellerei als Erzähler und Lyriker widmen können.

Am 30. September war Flaggenstreichung im Yachtclub. Unsere Junioren waren auf der Plattform unseres Clubgebäudes stramm ausgerichtet. Commodore Wäärt vom estnischen Yachtclub war persönlich erschienen. Er sprach estnisch, ich deutsch. Wir verstanden uns gut. Es gab nach dem feierlichen Akt einen kleinen Imbiss.

Und nun kam der 6. Oktober mit Hitlers erschütternder Rede in Danzig, deren Höhepunkt die Bekanntgabe der Umsiedlung war. Ich hatte sie gehört, aber sie auf Bessarabien, Wolynien und Galizien bezogen. Gewiß, die Deutschen dieser Grenzgebiete mußten heim ins Reich. Das Baltikum würde, so wie das Memelgebiet, einfach an- und eingegliedert werden. So dachte ich.

Am 7. Oktober gab ich wie sonst meine Stunden. Ich wußte nicht, daß es die letzten Stunden waren, die ich in meinem Leben erteilte. Während ich die Zwischenstunden im Lehrerzimmer verbrachte, beunruhigte mich die Anwesenheit von Baron Korff in der Kanzlei, der mit Elisabeth von Toll, der Schulsekretärin, flüsterte. Sobald ich aber den Raum betrat, verstummten beide. Das war mehr als verdächtig, aber ich fragte nicht. Als ich nach Schulschluß nach Hause ging, begegneten mir Frau Bergmann und Frau Tschutschko. Sie hielten mich an und raunten mir zu: „Das Schiff, das uns nach Deutschland bringen soll, ist schon da. Der Kapitän hat schon seine Visite bei Magister Allik (deutscher Konsul) gemacht.“ Ich zuckte die Achseln und erklärte, daß ich nichts wisse. Einige Stunden darauf wurde ich in Umsiedlungsangelegenheiten telefonisch sofort nach Reval beordert.

Es war der 8. Oktober, als ich um 7 Uhr morgens in Reval bei Willi Heldt klingelte. Er öffnete mir die Tür und fragte: „Tobolsk oder Hohensalza?“ Und ich antwortete: „Hohensalza“!

Die Würfel waren gefallen. Am Vormittag gab es dann eine große Sitzung unter der Leitung von Herrn von Bremen, der seine Sache mit großer Umsicht machte. Für Arensburg und Oesel wurden zu Umsiedlungsleitern Baron Korff für das Land und ich für die Stadt Arensburg ernannt. Nach der Sitzung fuhren Baron Korff und ich in rasender Eile zum Sunde, um den Fährdampfer noch zu erreichen. Es gelang. Bei Eintreten der Dämmerung waren wir in Arensburg und ich berief sofort eine Versammlung ein, an der die Kollegen Assmus, von Loewis, Stange, Gerchen, Fräulein von Aderkas, Pastor Adolf Greinert und die Schulsekretärin Elisabeth von Toll teilnahmen. Die Vorbereitungen zur Umsiedlung begannen.

Als ich am Morgen des 9. Oktober erwachte, kam es mir zum vollen Bewußtsein, daß ich mitten in einem großen politischen Geschehen stehe, wenn auch nur als ein ganz kleines Rädchen. Man kann sich zu Hitler stellen wie man will, sein großzügiger Plan, alle deutschen Siedlergruppen aus den angrenzenden Ländern zu sammeln und in das Reich einzugliedern, wie z.B. die Siebenbürger Sachsen und die vielen anderen, war eine geniale Idee. Daß das auf Kosten der Polen geschah, war für sie tragisch, ihnen hatte die Geschichte durch Jahrhunderte übel mitgespielt. Aber wie in der Natur, so gilt auch in der Politik letzten Endes das Gesetz der Stärke.

Meine erste Aufgabe war es jetzt, die von mir vor fast 21 Jahren gegründete Schule zu schließen und die Schüler zu entlassen. An einem trüben, kalten Januarmorgen 1919 hatte ich meinen ersten Zöglingen das Walter-Flex-Wort zugerufen: „Rein bleiben und reif werden“. Nun konnte ich ihnen nur sagen: „Wir gehen zurück in unser Vaterland, aus dem unsere Vorfahren gekommen sind. Derselbe Gott, dem wir bis jetzt vertraut haben, wird auch dort sein. Dieselbe Sonne, die uns bis jetzt Wärme und Licht gesendet hat, wird uns auch dort leuchten. Aber die Heimat, die uns bis jetzt an ihrer Brust gehegt und auf ihren Händen getragen hat, müssen wir verlassen. Derselbe Gott, dieselbe Sonne, doch nicht dieselbe Heimat, dafür aber ein großes starkes Vaterland.“

Es gab bei den Mädchen Tränen und bei den Jungen keine Begeisterung. Der scharfe Schnitt war gemacht. Ich sagte mir aber mit Goethe: „Was vergangen, kehrt nicht wieder. Ging es aber leuchtend nieder, leuchtet lange noch zurück.“ – Und es leuchtete noch nach 25 Jahren, das bezeugt das Oeselanertreffen im November 1964 in Düsseldorf. – Ich hatte mich mit dem Kollegen Assmus in unsere Aufgaben geteilt. Er saß hauptsächlich am Telefon und hielt die Verbindung mit Reval aufrecht. Dort kämpfte eine deutsch-estnische Kommission über die Bedingungen der Umsiedlung. Es war mir unbekannt, wer von der deutschen Botschaft an der Spitze dieser Delegation stand. Aber die Esten hatten ihren bei weitem besten Mann zum Verhandlungspartner ernannt, meinen Schulkameraden Hans Markus. Er hatte 1903 am Arensburger Gymnasium das Abitur glänzend bestanden, studierte in Petersburg Mathematik und Jura, obwohl seine

eigentliche Begabung auf sprachlichem Gebiet lag. Hans Markus wurde Privatsekretär des Fürsten Golizyn. Er beherrschte damals nicht nur das Deutsche und Russische in Wort und Schrift, er sprach auch fließend französisch und englisch. Bei Golizyns, die fast das ganze Jahr in Italien verbrachten, erlernte er auch noch das Italienische. Nach dem 1. Weltkrieg kehrte er in die Heimat zurück und trat in den estnischen Staatsdienst. Dieser gebildete und weltgewandte Mann wickelte seinen deutschen Partner von Anfang an völlig ein. Er besaß die ihm angeborene estnische Bauernschlauheit und die Geduld eines Indianers. Er war ein charmanter Gesellschafter, gewandter Redner und verfügte über ein geduldiges Ausharren, wenn es um die Erreichung eines wertvollen Zieles ging. So wurde vom 9. bis 15. Oktober gefeilscht, bis die Esten als Sieger dastanden. Wir durften wenig Gepäck mitnehmen und Wertsachen nur in Höhe von 500 Kronen. Der Familienschmuck manches adligen Hauses betrug aber das Zwanzigfache dieser Summe oder noch weit mehr. Auch andere deprimierende Einschränkungen wurden getroffen. Es gab in dieser Zeit täglich ein hin und her, über das Herr Assmus telefonisch verständigt wurde und ihn fast zur Verzweiflung brachte.

Ich aber hatte es, im Gegensatz zu Herrn Assmus, mit meinen Mitbürgern zu tun, die natürlich an einer günstigen Lösung bezüglich ihres Eigentums interessiert waren. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend wurde ich von ihnen belagert. Manche von ihnen nahmen die Umsiedlung und die daraus für sie entstehenden Probleme ernst und zeigten sich bereit, wenn nötig, Opfer materieller Art zu bringen, anderen ging es um ihren Besitz, von dem sie sich nicht trennen wollten, und etliche wiederum, die nicht viel zu verlieren hatten, hofften auf eine Verbesserung ihres Lebensstandards im deutschen Osten. „Der Führer rief, und alle, alle kamen.“ Sie kamen ja fast alle, aber nicht nur weil der Führer rief, sondern weil Rußland eine Bedrohung darstellte. Wie oft hieß es „weil Sie gehen, gehe ich auch,“ oder „wenn X mitmacht, bin auch ich bereit.“

Bei den Zögernden und Unentschlossenen machte ich Hausbesuche. Die Familien, die sich damals nicht entschließen konnten, die Umsiedlung mitzumachen, sind dann alle nach eineinhalb Jahren mit der Nachumsiedlung, die der deutsche Außenminister in Moskau durchsetzen konnte, nach Deutschland gekommen.

Am 15. Oktober war der für uns so ungünstige Vertrag in Reval abgeschlossen worden. Daraufhin kam ein Vertreter der Deutschen Botschaft nach Arensburg, um unsere Bereitschaft zur Einschiffung zu überprüfen.

Am 19. Oktober begann der Abtransport des Gepäcks und die Einschiffung. Am Morgen wurden allen Umsiedlern die estnischen Pässe in unserer Schulkanzlei von einer Kommission abgenommen. Dann ging es mit Omnibussen an den Hafen nach Romasaar, wo die Wertsachen kontrolliert wurden. Am frühen Nachmittage brachte die „Eestimaa“ uns zu dem deutschen Schiff „Adler“, das seines Tiefgangs wegen nicht im Hafen anlegen konnte. Mein Schwiegersohn Gerhard Bergmann und seine Frau, meine Tochter Helga, blieben vorläufig in Arensburg, er als Vertreter der Deutschen-Umsiedlungstreuhandgesellschaft (DUT). Ihm war unser aller zurückgebliebenes Eigentum anvertraut. Er verließ erst ein Jahr später die Heimat. Nach einer ruhelosen Nacht setzte sich unser Schiff im Morgengrauen in Bewegung. Ich stand an der Reling und sah das Schloß und die Hospitalinsel verschwinden, dann den Lodeschen Wald, Naswa, Järwe, Salme, die Sworbe und schließlich Zerel mit dem alten Leuchtturm. Und dann gab es nichts mehr, was verschwinden konnte. Tausend Erinnerungen tauchten auf, glückhafte und schmerzliche, in Wehmut gehüllt. Die Ostsee nahm uns auf, auch die an Backbord bis jetzt sichtbare kurische Küste verschwand.

Aus! Vorbei! Für immer!

Am Morgen des 21. Oktober gab es, kurz vor Danzig, nach einer ruhigen Nacht, frischen Wind mit Seegang. Um 8 Uhr liefen wir in Danzig ein. Wir waren im deutschen Osten, der unsere neue Heimat werden sollte. Eine 700jährige Geschichtsepoch hatte ihren Abschluß gefunden.

Ich glaube, mir rann eine Träne über meine Wange.

Den 2. April 1965, um 15 Uhr.